

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

herausgegeben von
Friedrich W. Busch und Hans-Joachim Wätjen

In der Reihe *Oldenburger Universitätsreden* werden unveröffentlichte Vorträge und kürzere wissenschaftliche Abhandlungen Oldenburger Wissenschaftler und Gäste der Universität sowie Reden und Ansprachen, die aus aktuellem Anlaß gehalten werden, publiziert.

Die *Oldenburger Universitätsreden* werden seit 1986 herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich W. Busch, Institut für Erziehungswissenschaft 1, und – bis zur Nummer 124 – Ltd. Bibliotheksdirektor Hermann Havekost, Bibliotheks- und Informationssystem der Universität.

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung der Universität Oldenburg dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die jeweiligen Autorinnen und Autoren die Verantwortung.

Anschriften der Herausgeber:

Prof. Dr. Friedrich W. Busch
Institut
für Erziehungswissenschaft 1
Postfach 25 03
26111 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4909
Telefax: 0441/798-2325
e-mail:
friedrich.busch@uni-oldenburg.de

Ltd. Bibl. Dir. Hans-Joachim Wätjen
Bibliotheks- und Informationssystem
der Universität Oldenburg
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-4000
Telefax: 0441/798-4040
e-mail:
waetjen@bis.uni-oldenburg.de

Redaktionsanschrift:

Oldenburger Universitätsreden
Bibliotheks- und Informationssystem
der Universität Oldenburg
z.H. Frau Barbara Šíp
Postfach 25 41
26015 Oldenburg
Telefon: 0441/798-2261
Telefax: 0441/798-4040
e-mail: verlag@bis.uni-oldenburg.de

Nr. **135**

Klaus A. Schneewind
Dieter Brühl / Juditha Hellbusch

Globalisierung und Familie

Zwei Vorträge

2002

Inhalt

Vorwort 5

Klaus A. Schneewind

Globalisierung:
ein Risikofaktor für enge persönliche Beziehungen?

1. Globalisierung – ein schillernder Begriff 7
 2. Globalisierungsdynamik und menschliche Befindlichkeit 10
 3. Enge persönliche Beziehungen im Kontext der Globalisierung 15
 4. Facetten der Beweglichkeit im Zeitalter der Globalisierung 21
 5. Yetties – Trendsetter oder Opfer im Globalisierungsrausch? 25
 6. Berufliche Mobilität und enge persönliche Beziehungen – ein Ding der Unmöglichkeit? 28
 7. Globalisierung als Schicksal? 38
- Literatur 41

Dieter Brühl / Juditha Hellbusch

Familie im Zeitalter der Globalisierung.
Interkulturelle Betrachtungen

1. Globalisierung	45
2. Familie	50
3. Realität in der Welt	53
4. Veränderungen von Familienstrukturen nach Giddens	54
5. Beispiel Indien	56
6. Ausblicke	63
Literatur	67
<i>Die Autoren</i>	69

VORWORT

Die Interdisziplinäre Forschungsstelle Familienwissenschaft (IFF), eine der ältesten und erfolgreichsten fachbereichsübergreifenden Forschungszentren an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, führt in regelmäßigen Abständen Vorlesungsreihen durch, in denen ihre Mitglieder sowie fachlich ausgewiesene auswärtige WissenschaftlerInnen aktuelle Sachverhalte aus dem Gegenstandsbereich Familie und Gesellschaft aufgreifen, um sie sowohl den Vertreterinnen und Vertretern anderer Fachgebiete zur Diskussion anzubieten, als auch einer interessierten Öffentlichkeit zu vermitteln.

Das Schlagwort „Globalisierung“ hat eine schnelle und steile Karriere gemacht; vermutlich wurde es erstmals 1983 in einer Zeitschrift verwendet, um Managern die Augen für eine weltweite Angleichung der Märkte zu öffnen. Die vor diesem Hintergrund entbrannten zunächst vorwiegend ökonomischen Diskussionen, auch wenn sich daran so bedeutende Wissenschaftler wie der englische Soziologe Anthony Giddens (vgl. sein 2001 veröffentlichtes Buch „Entfesselung der Welt. Wie die Globalisierung unsere Welt verändert“), haben weniger zur Klärung der Begrifflichkeit als zur Entwicklung von Positionen und zur Interpretation von Wettbewerbssituationen geführt. So unklar und auch missverständlich das Schlagwort Globalisierung geblieben ist, so eindeutig dürfte sein, „dass die wirtschaftliche Globalisierung nicht nur mit ökonomischen Effekten einhergeht, sondern auch in enger Wechselwirkung mit der privaten Lebensführung jedes Einzelnen steht“ (Schneewind S. 11).

Der Münchener Familienpsychologe Klaus A. Schneewind ist u. E. der erste, der sich intensiv mit den Auswirkungen der Globalisierung auf Partnerschaft und Familie auseinander gesetzt hat. Seine Überlegungen im Kontext der Frage, ob

Globalisierung ein Risikofaktor für „enge persönliche Beziehungen“ darstellt, machen wir in dieser Ausgabe der Oldenburger Universitätsreden unseren Lesern zugänglich. Im Kern der äußerst anregend präsentierten Gedanken geht es um eine Antwort auf die Frage: Sind berufliche Mobilitätsanforderungen in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie – mit engen persönlichen Beziehungen – vereinbar? Es dürfte einsichtig sein, wenn diese Frage weder mit Ja noch mit Nein beantwortet wird, sondern mit der Erkenntnis, dass „Leben etwas mit reflektierter Lebensführung zu tun hat, wobei es gilt, mehrere Lebensbereiche miteinander in Einklang zu bringen“ (S. 38). Die von Schneewind herangezogenen und ausgewerteten empirischen Daten im Kontext von Mobilität, Lebensform und Partnerschaft belegen zudem, dass der Wunsch nach Orientierungshilfen in diesem Bereich – inzwischen – besonders hoch ist.

Die Oldenburger Autoren Brühl/Hellbusch stellen in ihrem Beitrag interkulturelle Betrachtungen zum Thema „Familie im Zeitalter der Globalisierung“ an. In Auseinandersetzung mit dem soziologischen Verständnis der Globalisierungsthematik des schon erwähnten englischen Wissenschaftlers Anthony Giddens wollen die Autoren – am Beispiel der Familienentwicklung in Indien – sich mit dessen Thesen über die Universalisierung von Ehe- und Familienformen auseinandersetzen. In dieser Auseinandersetzung geht es ihnen darum, Hinweise dafür zu geben, dass auch in einer Gesellschaft, „die unter einem hohen Modernisierungsdruck steht, sich Grundtendenzen in der Familienentwicklung ergeben können, die jenseits des westlichen Familienmodells interpretiert werden müssen und sich aus den Traditionen der jeweiligen Kultur erklären“ (S. 55).

*Globalisierung:
ein Risikofaktor für enge persönliche Beziehungen?*

1. Globalisierung – ein schillernder Begriff

Das Wort „Globalisierung“ löst bei den Deutschen offenkundig keine sonderlich positiven Empfindungen aus. Bei einer vom Institut für Demoskopie in Allensbach durchgeführten Repräsentativstudie zu zehn Wirtschaftsbegriffen sollten die Befragten angeben, ob sie das jeweilige Wort als sympathisch oder unsympathisch einstufen (vgl. Brost et al., 2001). „Globalisierung“ landete dabei auf dem achten Rang – nur überboten von den noch unbeliebteren Worten „Kapitalismus“ und „Planwirtschaft“. Genauer: 21 % stufen „Globalisierung“ als sympathisch ein und fast dreimal so viel Befragte, nämlich 58 %, als unsympathisch. Der nicht unbedeutende Rest von 21 % enthielt sich der Stimme. Dass trotz der insgesamt deutlich negativ getönten Einschätzung von Globalisierung die Quote der Unentschiedenen so hoch ist, hat vielleicht auch etwas damit zu tun, dass viele nicht wissen, was mit Globalisierung eigentlich gemeint ist oder dass sie für dieses Thema kein Interesse haben. Dies legen zumindest die Ergebnisse einer anderen Repräsentativuntersuchung nahe, bei der sich herausstellte, dass jeder zweite Befragte (50,8 %) sich über die Globalisierung der Wirtschaft nur wenig (33,6 %) bzw. gar nicht (17,2 %) informiert fühlt und fast jeder Fünfte (18,7 %) sich gar nicht so sehr für das Thema interessiert (vgl. Meier, 1998, S. 43).

Was aber nun ist unter Globalisierung zu verstehen? Das Schlagwort „Globalisierung“ hat eine schnelle und steile Karriere gemacht. Es gilt als Erfindung amerikanischer Management-schulen und wurde vermutlich erstmalig 1983 von Theodor Levitt in der Zeitschrift „Harvard Business Review“ verwendet, um Managern die Augen für eine weltweite Angleichung der Märkte zu öffnen. Und zwei Jahre später prophezeite Kenichi Ohmae, der damalige Direktor der globalen Beratungsfirma McKinsey, dass nur diejenigen Unternehmen überlebensfähig seien, die sich rechtzeitig und rückhaltlos auf die neue globale Konkurrenz um Märkte und Standorte einstellten (vgl. Krätke, 1997). In diesem Sinne äußert sich wirtschaftliche Globalisierung als eine weltumspannende Freihandelszone, in der transnationale Unternehmen – die sogenannten „global players“ – in Konkurrenz untereinander um eine Festigung und Expansion des weltweiten Absatzes ihrer Produkte kämpfen. Unterstützt werden sie dabei von einer neuen Form des Finanzierungskapitals, d.h. dem weltweiten Handel mit Aktien, Rentenwerten, Währungen und anderen Finanzpapieren. Dies wiederum geschieht nicht nur mit einem Höchstmaß an Mobilität, sondern auch an Geschwindigkeit, was nur auf dem Hintergrund weltumspannender Informations- und Kommunikationstechnologien möglich ist. In seinem neuen Buch „Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unsere Welt verändert“ macht der englische Soziologe Anthony Giddens darauf aufmerksam, dass die Entwicklung einer ökonomisch globalisierten Welt kein naturwüchsiger Prozess ist. „Ohne Zweifel“, so schreibt er, „gehören die Wirtschaft und vor allem das globale Finanzwesen zu den treibenden Kräften dieser Entwicklung. Aber sie sind keineswegs Naturgewalten. Vielmehr werden sie von technologischen Neuerungen und der kulturellen Durchdringung geformt und von Entscheidungen der Regierungen beeinflusst, die sich um eine Liberalisierung und Deregulierung ihrer nationalen Ökonomien bemühen“ (vgl. Giddens, 2001, S. 25).

Da ein zentrales Prinzip der wirtschaftlichen Globalisierung der permanente Wettbewerb ist, was vor allem die Gruppe von

Lissabon mit ihrem Präsidenten Riccardo Petrella in ihrem Buch „Grenzen des Wettbewerbs“ herausgearbeitet hat (vgl. Gruppe von Lissabon, 1997), bleibt es nicht aus, dass es Globalisierungsgewinner und Globalisierungsverlierer gibt. Dies sieht auch Giddens, wenn er feststellt, dass viele, die außerhalb Europas und Nordamerikas leben, beunruhigt seien, „weil sie in der Globalisierung eine Verwestlichung sehen – oder gar eine Amerikanisierung, da die USA die einzige verbliebene Supermacht sind und auf wirtschaftlichem, kulturellem und militärischem Gebiete eine dominante Position in der Weltordnung einnehmen. Viele der auffälligen Ausdrucksformen der Globalisierung sind amerikanischen Ursprungs: „Coca-Cola, McDonald’s, CNN“ (vgl. Giddens, 2001, S. 26f). Giddens hat dies vor den entsetzlichen Terroranschlägen in den USA vom 11. September 2001 gesagt. Auch wenn die Herausgeber des Journals „Wirtschaftswoche“ diese Passage in seinem Buch vermutlich nicht gelesen haben, beziehen sie sich doch mit dem Titelblatt ihrer Ausgabe vom 20. September, die sich mit den mutmaßlichen wirtschaftlichen Folgen der Ereignisse vom 11. September 2001 auseinandersetzt, in auffälliger Weise auf seinen soeben zitierten Gedanken, indem sie nämlich in großen und in typischer Coca-Cola Schrift gehaltenen Lettern vom „Ende der Globalisierung“ – allerdings versehen mit einem Fragezeichen – sprechen.

Ob es wirklich zum Ende der Globalisierung kommt, ist zweifelhaft. Unbezweifelbar sind jedoch die Statistiken, die – und auch darauf weist Giddens hin – belegen, dass der Anteil des ärmsten Fünftels der Weltbevölkerung am Welteinkommen zwischen 1989 und 1998 von 2,3 auf 1,4 % gefallen ist, während der Anteil des reichsten Fünftels weiter gestiegen ist. Neben der gravierenden ökonomischen Ungleichheit bestehen ökologische Risiken, da die weniger entwickelten Staaten keinen oder nur geringen Wert auf Umweltschutz legen. Schließlich gibt es auch mehr als zweifelhafte Geschäftspraktiken transnationaler Unternehmen, die in den westlichen Industrieländern verbotene Produkte wie z.B. Arzneimittel von niedriger

Qualität, Pestizide oder Zigaretten mit hohem Teer- und Nikotingehalt, in den weniger entwickelten Ländern absetzen. Im englischen Originaltext kommentiert Giddens diese Auswüchse der Globalisierung mit dem Hinweis, dass man bei all dem statt an ein „global village“ eher an eine „global pillage“ – zu Deutsch: eine globale Plünderung – denken könne (vgl. Giddens, 2001, S. 28).

Dennoch vertritt Giddens die Überzeugung, „dass die Globalisierung zur Zeit nur teilweise eine Verwestlichung ist“. Und er fährt fort: „Zweifellos haben die westlichen Länder, allgemeiner gesprochen die Industrienationen, nach wie vor weit größeren Einfluss auf weltpolitische Angelegenheiten als die ärmeren Staaten. Doch die Globalisierung sorgt auch für eine zunehmende Dezentralisierung – sie entzieht sich der Kontrolle irgendeiner Gruppe von Nationen oder gar großer Unternehmen. Ihre Auswirkungen werden in westlichen Ländern ebenso spürbar wie anderswo. [...] Eine Entwicklung, die man als ‚umgekehrte Kolonisierung‘ bezeichnen könnte, greift mehr und mehr um sich. Umgekehrte Kolonisierung bedeutet, dass nicht-westliche Länder die Vorgänge im Westen beeinflussen.“ Giddens denkt dabei „an die Latinisierung von Los Angeles, das Entstehen einer global orientierten High-Tech-Industrie in Indien oder den Verkauf brasilianischer Fernsehsendungen nach Portugal“ (vgl. Giddens, 2001, S. 28). An eine dezentralisierte Globalisierung des Terrors – auch dies eine umgekehrte Kolonisierung – hat er dabei nicht gedacht.

2. Globalisierungsdynamik und menschliche Befindlichkeit

Welchen Einfluss die Globalisierung des Terrors auf das Befinden der Menschen hat bzw. langfristig haben wird, wissen wir noch nicht genau, wenngleich viele vermuten, dass insbesondere der Anschlag auf das World Trade Center als eines der Statussymbole der wirtschaftlichen Globalisierung zur Entzau-

berung einer hemmungslosen Globalisierungsdynamik beigetragen hat. Neben handfester Angst und Unsicherheit, was die Zukunft des eigenen Lebens und des sozialen und kulturellen Umfelds anbelangt, hat sich bei vielen auch Nachdenklichkeit darüber eingestellt, ob eine weitgehend den Marktkräften überlassene neoliberale Wirtschaftsordnung wirklich der richtige Rahmen für die zukünftige Entwicklung der Menschheit ist.

Dies ist auch schon vor dem 11. September dieses Jahres eine kontrovers diskutierte Frage gewesen. Ausgangspunkt dieser Kontroverse war zum einen die Feststellung, dass die wirtschaftliche Globalisierung nicht nur mit ökonomischen Effekten einhergeht, sondern auch in enger Wechselwirkung mit der privaten Lebensführung jedes Einzelnen steht. Und zum anderen die These, dass – ausgelöst durch die konkreten beruflichen Anforderungen, die an die Führungskräfte und Mitarbeiter im Rahmen einer globalisierten Ökonomie gestellt werden – sich auch deren Persönlichkeit und Beziehungsgestaltung ändert. Wie aber nun sehen diese beruflichen Anforderungen im Einzelnen aus?

Prototypisch lassen sie sich etwa wie folgt umschreiben: ein hohes Maß an Flexibilität und Mobilität, ständige Lernbereitschaft und effektive Wissensaneignung, viel Kreativität, hohe Erfolgsmotivation, Vorrang von Schnelligkeit und Ergebnisorientierung, gute Teamfähigkeit. Dies alles klingt ziemlich positiv, auch wenn bisweilen unklar bleibt, was sich hinter diesen schönen Begriffen wirklich verbirgt. Jedenfalls wird Personen, die über ein derartiges Merkmalsprofil verfügen, unabhängig davon, ob sie als Angestellte oder selbständig tätig sind, suggeriert, dass sie neben einer guten Bezahlung mit einem interessanten Arbeitsplatz sowie viel Eigenständigkeit und Freiheit bei all dem, was sie tun, rechnen können.

Dies passt gut in die vornehmlich von soziologischer Seite propagierte These, wonach Menschen in der postmodernen oder postindustriellen Ära – von manchen auch in Abhebung von

der im späten 18. Jahrhundert mit der industriellen Revolution eingeleiteten Ersten Moderne als Zweite Moderne bezeichnet – zum selbstverantwortlichen Gestalter ihren eigenen Biographie werden. Auf dem Hintergrund „verlorener Sicherheiten“, die mit den rasanten Veränderungsanforderungen einer unter immensm Konkurrenzdruck stehenden globalisierten Wirtschaft zusammenhängen, ergibt sich notgedrungener Weise das, was Heiner Keupp (1988) als „Patchwork-Identität“ und Ronald Hitzler und Anne Honer (1994) als „Bastelexistenz“ bezeichnet haben. Als Bastler seiner Existenz kann der Einzelne – so Hitzler und Honer (1994, S. 311) „Mitgliedschaften an verschiedenen Gruppierungen, Gruppen und Gemeinschaften erwerben und wieder aufgeben. Er kann, zumindest partiell, seine Arbeit, seinen Beruf, seine Vereins-, Partei- und Religionszugehörigkeiten wechseln. Er kann umziehen, sich scheiden lassen und in immer neuen Familien-Konstellationen leben. Er kann seine Habe vermehren, verkaufen und verschleudern. Er kann sich subkulturelle Stile aneignen in Habitus, Kleidung, Sprache, Sexualverhalten – oder worin auch sonst immer. Er kann sein Selbstverständnis ändern, und er kann sich neue Images zulegen. Wesentlich dabei ist: Die Integration dieser optionalen Teilzeit-Aktivitäten zu einem Lebensganzen verbleibt – als Notwendigkeit ebenso wie als Möglichkeit – ihm.“

Trotz der von der sogenannten „subjektorientierten Soziologie“ durchaus zur Kenntnis genommenen Janusköpfigkeit des sich selbst gestaltenden Individuums – immerhin gibt es auch Lebensumstände, die manchen Personen nicht gerade üppige Möglichkeiten ihrer Selbstgestaltung eröffnen – wird insgesamt die prinzipielle Möglichkeit, das eigene Leben selbst formen zu können, als Fortschritt gesehen. Dies gilt auch dann, wenn sich die gewonnenen Freiheiten – wie Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (1994) es im Titel eines von ihnen herausgegebenen Sammelbandes zum Ausdruck bringen – als „riskante Freiheiten“ entpuppen. Wie riskant diese Freiheiten sind zeigt z.B. die Zahl der Pleiten bei Firmengründungen in den USA, die zwischen 85 und 87 % liegt. Mit anderen Worten: „Die Men-

schen haben zwar die Möglichkeit, ein eigenes Unternehmen zu gründen, aber die Rate derjenigen, die Konkurs anmelden, ist unglaublich hoch“ (Sennett, 2000, S. 287). Dennoch: die optimistische Vision eines, wenn auch an bestimmte Bedingungen geknüpften, selbstgestalteten Arbeitslebens hat sich inzwischen auch in die Personalabteilungen mancher Unternehmen eingeknistert. So z.B. erkennbar bei dem für Personalfragen zuständigen Vorstand der Deutschen Bank in Frankfurt, Heinz Fischer, der im Juli 2001 in einem Interview davon spricht, dass man „Kapitän der eigenen Lebensreise“ sei. Auf die Frage, was er jungen Menschen im Hinblick auf die beruflich geforderte Flexibilität rät, antwortete er: „Beobachten Sie die globalen Veränderungen, die Ihren Berufsweg beeinflussen können. Vor allem durch das Internet verändern sich viele tradierte Berufswege. Entwickeln Sie rechtzeitig Frühwarnsysteme und bereiten Sie sich auf den Wandel vor. Verbreitern Sie ständig Ihre Kompetenzen und schaffen Sie sich damit einen Vorsprung. Denn Karriere bedeutet künftig Kompetenzerweiterung und dabei gilt: Sie selbst sind der Kapitän Ihrer Lebensreise und damit auch verantwortlich für Ihren Erfolg“ (vgl. <http://wiso.de> vom 7.9.2001).

Weniger optimistisch gibt sich da der amerikanische Soziologe Richard Sennett (1998) in seinem Buch „Der flexible Mensch“, das interessanterweise in der englischen Originalfassung unter dem Titel „The corrosion of character“ (zu deutsch etwa „Die Untergrabung des Charakters“) erschienen ist. Anhand von Fallbeispielen schildert er die Gefahren des neuen – will sagen: neoliberalen und weltweit wie lokal wirkenden – Kapitalismus mit seinen Flexibilitätsforderungen. In einem Interview erläutert er zunächst die Bedeutung von Flexibilität und deren Verknüpfung mit Macht- und Kontrollstrukturen wie folgt: „Im heutigen Gebrauch des Wortes Flexibilität verbirgt sich ein neues Machtssystem. Dieses besteht aus drei Elementen: Dem diskontinuierlichen Umbau von Institutionen, der flexiblen Spezialisierung von Produktion und der Konzentration von Macht ohne Zentralisierung. Hinter der neoliberalen Ökonomie stehen die Be-

strebungen nüchtern kalkulierender, an der Spitze der Unternehmen stehender Geschäftsleute, in immer kürzeren Zeitspannen mit immer weniger Arbeitskräften immer größere Gewinne zu erwirtschaften. [...] Die Unternehmensspitze ist von der Produktionsebene abgekoppelt. Die Unternehmensführung legt das Produktions- und Gewinnziel fest und überlässt es einer Reihe von flexiblen Arbeitsteams, das gesetzte Ziel zu erreichen, auf welche Art auch immer das geschehen mag. Die für jedes Projekt immer wieder neu gegründeten Teams verrichten im Wettbewerb miteinander die vorgesehenen Arbeiten. Sie konkurrieren darum, wer die Aufgabe zuerst zu einem überzeugenden Ergebnis führt. Wer gewinnt, wird weiter beschäftigt. Wer verliert, wird entlassen.“ Zur Illustration führt Sennett das Beispiel der Firma Microsoft an. „Für die Entwicklung des ‚Internet-Explorers‘ wurden mehrere Projektteams gegründet, die getrennt voneinander an der neuen Programmentwicklung arbeiteten. Das Team, das als erstes die Aufgabe erfolgreich gelöst hatte, ging als Sieger hervor und wurde mit einem Vertrag zur Weiterbeschäftigung und mit Aktien belohnt. Die Verlierer wurden fristlos entlassen“ (Sennett, 2000, S. 278f).

Sennetts These ist nun, dass derartige Arbeitsbedingungen nicht ohne Auswirkungen auf den Charakter des Einzelnen bleiben. „In dem Maße, wie die Arbeit flexibler, und das heißt zeitlich befristeter wird,“ so sagt er, „hört sie auf, Bezugspunkt der Ausbildung des menschlichen Charakters zu sein.“ Und dann erläutert er, was er mit Charakter meint: „Unter Charakter verstehe ich den Fundus an Eigenschaften und Fähigkeiten, den wir im Laufe unseres Lebens entwickeln und der uns eine gewisse Sicherheit und Stabilität gibt. Das persönliche Selbstwertgefühl, das auf der Überzeugung basiert, die eigene Erfahrung sei mehr als die Folge zufälliger Ereignisse, gewinnt nicht an Stärke, wenn man aufgrund äußerer Bedingungen ständigen Veränderungen ausgesetzt ist und keine Zeit bleibt, grundlegende, vertrauensvolle soziale Bindungen aufzubauen.“ Und er fährt fort: „Ein beständiges Leben ist die Grundlage für die Kontinuität sozialer Beziehungen, das Verfolgen langfristiger

Ziele, die Verantwortung und Verpflichtung für die Familie und für die Gesellschaft. Durch das ständige Anpassen an neue Gegebenheiten droht der Charakter ausgehöhlt zu werden“ (Sennett, 2000, S. 284).

3. Enge persönliche Beziehungen im Kontext der Globalisierung

Das soeben angeführte Zitat macht es deutlich: Folgt man Sennett, dann zerstört das Diktat der Kurzfristigkeit im flexiblen Kapitalismus nicht nur den Charakter, sondern vor allem die Qualität und Kontinuität sozialer Beziehungen. Bevor ich mich der Frage zuwende, ob Sennetts These auch einer empirischen Prüfung standhält, möchte ich zunächst eine Eingrenzung sozialer Beziehungen auf persönliche – oder genauer noch – auf enge persönliche Beziehungen vornehmen. Diese Eingrenzung impliziert, dass ich z.B. auf soziale Beziehungen im Arbeitsleben, die in der Regel nicht dem Typus der engen persönlichen Beziehungen zuzurechnen sind, nicht näher eingehen werde. Dies, obwohl auch die sozialen Beziehungen am Arbeitsplatz – wie die Zunahme des Phänomens Mobbing zeigt – mehr und mehr belastet sind.

Was ist nun aber unter engen persönlichen Beziehungen zu verstehen? Eine sehr allgemeine und deswegen auch ein wenig akademisch-ledern anmutende Definition stammt von dem amerikanischen Sozialpsychologen Harold Kelley und Mitarbeitern. Sie sprechen von engen persönlichen Beziehungen – im Englischen „close personal relationships“ –, wenn sie auf „starken, häufigen und sich in unterschiedlichen Aktivitäten äussernden Interdependenzen von beträchtlicher Dauer“ beruhen (Kelley et al., 1983, S. 28). Diese Definition enthält fünf zentrale Aspekte von engen persönlichen Beziehungen, nämlich (1) „Interdependenz“, womit die wechselseitige Verbundenheit der Beziehungspartner gemeint ist, (2) „Stärke“, d.h. die Einflussmächtigkeit von Beziehungen, (3) „Häufigkeit“ – ein

Aspekt, der auf wiederkehrende Begegnungen und die dabei ablaufenden Kommunikationsprozesse abhebt, (4) „Aktivitätsvielfalt“, womit gemeinsames Tun in einem mehr oder minder breiten Spektrum von Situationen angesprochen ist, und (5) „Dauer“, d.h. der Hinweis darauf, dass persönliche Beziehungen eine zeitliche Erstreckung und Entwicklung im Sinne einer gemeinsamen Beziehungsgeschichte bzw. Beziehungszukunft haben.

In diesem Sinne qualifizieren sich Beziehungen in Familien wie z.B. Eltern-Kind- oder Geschwister-Beziehungen, Beziehungen in Partnerschaften – gleichgültig ob die Beziehungspartner verheiratet oder unverheiratet, hetero- oder homosexuell sind – oder Beziehungen in Freundschaften als enge persönliche Beziehungen. Der Begriff „enge persönliche Beziehungen“ macht es somit leichter, mit der in den letzten Jahrzehnten in unserem Kulturkreis beobachtbaren Pluralisierung privater Lebensformen umzugehen. Im Übrigen sind enge persönliche Beziehungen neben einer gewissen Dauerhaftigkeit auch dadurch gekennzeichnet, dass die Beziehungspartner sich von anderen Personen oder Personengruppen abgrenzen und ihre Beziehung zumindest zeitweilig in einem Raum von Privatheit leben. Dabei ist ein weiteres wichtiges Merkmal von engen persönlichen Beziehungen schließlich Nähe, d.h. die Realisierung von physischer, geistiger und emotionaler Intimität im Beziehungsprozess (vgl. Schneewind, 1999). Freilich erschöpfen sich enge persönliche Beziehungen keineswegs in ausschließlich positiv erlebten Akten wechselseitiger physischer, emotionaler oder geistiger Nähe. Die amerikanischen Psychologinnen Ellen Berscheid und Letitia Peplau (1983, S. 13) weisen darauf hin, dass die Qualifizierung von Beziehungen als eng „im wesentlichen synonym mit einflussreich ist; Personen in engen Beziehungen beeinflussen einander in erheblichem Maße – sei es zum Guten oder zum Schlechten.“ So können enge persönliche Beziehungen – wie z.B. im Falle unglücklicher, aber dennoch stabiler Ehen, den sogenannten „stable-unhappys“ (vgl. Heaton&Albrecht, 1991) – über lange Zeit Bestand haben oder sich auch

zu „intimen Feindschaften“ entwickeln (vgl. Bach&Wyden, 1970).

Lassen sich die bisher genannten und vergleichsweise abstrakten Merkmale von engen persönlichen Beziehungen noch etwas anschaulicher verdeutlichen? Eine Liste solcher Beziehungsmerkmale sieht in Anlehnung an den australischen Psychologen Richard Nelson-Jones (1990) wie folgt aus: (1) Verantwortung zeigen, (2) Achtung zeigen, (3) innere Verpflichtung zeigen, (4) sich kümmern/fürsorglich sein, (5) offen/selbstöffnungsbereit sein, (6) sich sicher fühlen beim Geben und Empfangen von Feedback, (7) Verstehen zu erkennen geben, (8) Ärger konstruktiv gebrauchen, (9) Konflikte gemeinsam regeln, (10) nicht-ausbeutender Sex (sofern Sexualität Bestandteil der Beziehung ist), (11) gemeinsame Aktivitäten, (12) Zeit zusammen verbringen.

Bei dieser Liste mit relativ verhaltensnahen Indikatoren von engen persönlichen Beziehungen handelt es sich erkennbar um Merkmale, die für „gute“ oder gelungene Beziehungen kennzeichnend sind. Es fällt jedoch nicht schwer, diese Positivliste Punkt für Punkt in eine Negativliste umzuformulieren. Auf diese Weise entsteht durch den Mangel oder das Fehlen der einzelnen beziehungsrelevanten Merkmale ein Kriterienkatalog für „schlechte“, belastete, unglückliche oder misslungene Beziehungen.

Kommen wir nun zurück zu Richard Sennetts These, dass im Leben der Menschen nicht nur deren Charakter, sondern auch deren soziale Beziehungen – nunmehr präzisiert im Sinne enger persönlicher Beziehungen – durch die Arbeitsbedingungen des neoliberalen Kapitalismus Schaden nehmen. Kann man diese These, hinter der sich ja eine einseitig gerichtete Kausalitätsannahme verbirgt, so auf sich beruhen lassen? Ich glaube nicht – zumindest nicht in dieser pauschalen Form. Ich stütze diese Einschätzung vor allem auf drei Argumente.

Mit einem **ersten Argument** lässt sich anhand sozialstatistischer Daten für die Bundesrepublik, aber auch für andere westliche Industrienationen, nachweisen, dass Brüchigkeiten in engen persönlichen Beziehungen, insbesondere in Paar- und Familienbeziehungen, bereits zu einem Zeitpunkt festzustellen waren, als von einer globalisierten Wirtschaft noch nicht die Rede war. Man denke dabei etwa exemplarisch an die Erhöhung der Scheidungszahlen, die in der alten Bundesrepublik – auch wenn sie den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zugenommen hat – bereits Mitte der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts einsetzte, wobei sich in den letzten Jahren eher eine Abflachung der Scheidungsquote abzeichnet (vgl. Engstler, 1998, S. 88). Diese Entwicklung ist auf eine Reihe von Veränderungen zurückzuführen, wozu u.a. eine stärkere Demokratisierung und Liberalisierung unseres Gesellschaftssystems, gepaart mit einer zunehmenden Prosperität und vor allem auch eine Stärkung der Position der Frauen gehören. Verbunden war diese Entwicklung mit einem Mentalitätswandel, der nicht zuletzt durch die Studentenbewegung der späten 60er und frühen 70er Jahre angestoßen worden war.

Das **zweite Argument** gegen eine pauschale Zustimmung zu der These, dass der neue Kapitalismus eine Erosion enger persönlicher Beziehungen verursache, besteht darin, dass in der Bundesrepublik Deutschland die Wert- und Lebensbereiche „Familie“ sowie „Liebe und Zuneigung“ nach der Gesundheit hinsichtlich ihrer subjektiv empfundenen Wichtigkeit den zweiten und dritten Rangplatz einnehmen – und zwar für alle Altersgruppen und für West und Ost, wie die in Tabelle 1 gezeigten Daten des Wohlfahrtssurveys 1998 zeigen (vgl. Statistisches Bundesamt, 2000).

**Tab. 1: Wichtigkeit von Lebensbereichen nach Altersgruppen
(Lebensbereich „sehr wichtig“ in %)**

	Altersgruppen			West	Ost
	18 – 30	31 – 64	65 und älter		
Gesundheit	81	85	89	84	87
Familie	77	84	79	80	85
Liebe und Zuneigung	73	74	66	73	72
Schutz vor Kriminalität	62	59	67	59	68
Arbeit	54	59	48	50	70
Einkommen	55	55	51	47	69
Umweltschutz	43	45	43	47	41
Erfolg im Beruf	37	34	31	30	43
Freizeit	45	33	24	36	31
Glaube	10	13	24	17	7
Politischer Einfluss	11	9	10	10	8

Datenbasis Wohlfahrtssurvey 1998

Quelle: Statistisches Bundesamt (Hrsg.) (2000). Datenreport 1999.

Abgesehen davon, dass Werte wie „Arbeit“, „Einkommen“ und „Erfolg im Beruf“ deutlich weniger wichtig eingestuft werden als „Familie“ bzw. „Liebe und Zuneigung“, ist zum einen bemerkenswert, dass sich im Zeitvergleich über die letzten 20 Jahre eher eine leichte Erhöhung der Wichtigkeit von „Familie“ und „Liebe und Zuneigung“ ergeben hat. Zum anderen zeigt sich, dass die überwiegende Mehrzahl der Befragten diese beiden Lebensbereiche nicht nur für wichtig hält, sondern – was ihr eigenes Leben anbelangt – auch mit ihnen zufrieden ist. Nimmt man diese Daten als Chiffre für den Zustand enger persönlicher Beziehungen, so ergibt sich für die Mehrheit der deutschen Bevölkerung ein weitgehend positives Bild.

Ergänzen möchte ich dieses Bild noch um erste Ergebnisse eines eigenen DFG-geförderten Projekts, das sich mit dem Thema „Was hält Ehen zusammen?“ beschäftigt. Hierzu wurden im Frühjahr 2001 über 650 Ehepaare unterschiedlichen Alters befragt. Unter anderem hatten sie auch die Möglichkeit, mit eigenen Worten ihr „Rezept“ samt „Zutaten“ zu nennen, auf das sie zurückgreifen, damit ihre Ehe zusammenhält. Eine inhaltsanalytische Auswertung der Antworten ergab insgesamt 21 Kategorien. Die neun wichtigsten sind in der Reihenfolge der Häufigkeit ihrer Nennung: Toleranz, Vertrauen, Liebe, Konfliktlösung und Kommunikation, gemeinsame Lebensbereiche, Solidarität und Unterstützung, Kinder, persönliche Entwicklung in der Partnerschaft und Treue (vgl. Schneewind, Wunderer, Mayer&Schmid, 2001). Diese Ergebnisse zeigen etwas genauer, welche Ingredienzien aus der Sicht der Betroffenen selbst für den Bestand enger persönlicher Beziehungen – in diesem Falle Ehebeziehungen – hilfreich sind.

Ein **drittes Argument**, das gegen die generalisierende These spricht, wonach enge persönliche Beziehungen unter den Auswirkungen des neuen Kapitalismus litten, stützt sich auf die Befunde regionaler Analysen privater Lebensformen und deren subjektiver Wertigkeit. Der Berliner Soziologe Hans Bertram hat hierzu auf der Basis der Daten des Familiensurveys des Deutschen Jugendinstituts überzeugend nachgewiesen, dass sich nicht nur die Scheidungszahlen, sondern auch die Einstellungen zu Ehe und Kindern als Lebenssinn in Deutschland regional sehr unterschiedlich verteilen (vgl. Bertram, 1995). Dabei fallen vor allem die west- und süddeutschen und z.T. auch die norddeutschen Dienstleistungszentren auf, in denen im Vergleich zu den anderen Regionen der Wert von Ehe und Kindern als Sinn des Lebens extrem niedrig eingeschätzt wird. Zugleich geht dies auch mit einer stärker postmaterialistischen, d.h. am Prinzip der Selbstverwirklichung orientierten Lebenshaltung einher. Wie Bertram (1995, S. 186) feststellt, ist diese Region jedoch „bezogen auf die gesamte Bundesrepublik, nur ein kleiner Ausschnitt der vielfältigen Regionen“. Mit anderen Worten:

es handelt sich bei den genannten Wertmustern um den Ausdruck einer durchaus bejahten Lebensform, die allerdings nur in umgrenzten und vergleichsweise kleinen regionalen Bereichen – und da auch nicht bei allen, die dort leben – eine relative Dominanz aufweist.

Immerhin könnte dieser Befund als eine zumindest teilweise Bestätigung der Sennett'schen These von der Beeinträchtigung enger persönlicher Beziehungen durch eine neoliberale Ökonomie interpretiert werden, da sich in den genannten west-, süd- und norddeutschen Dienstleistungszentren neben Großunternehmen auch die Medienwirtschaft und die IT-Branche konzentrieren. Wir werden jedoch sehen, dass diese Interpretation im Hinblick darauf, dass es sich bei der Ablehnung traditioneller privater Lebensformen wie Ehe und Familie – wie bereits erwähnt – um einen weitgehend selbstgewählten person- und milieuspezifischen Lebensstil handelt, nicht unproblematisch ist.

4. Facetten der Beweglichkeit im Zeitalter der Globalisierung

Werfen wir zunächst jedoch einen Blick auf ein anderes zentrales Konzept der Globalisierungsdebatte, das neben Flexibilität zum Signum der Globalisierung geworden ist. Gemeint ist das Konzept der Mobilität. Auf der ökonomischen Ebene bedeutet Mobilität die Beweglichkeit von Produktionsfaktoren wie Arbeit und Kapital. Beispielhaft hierfür ist die Mobilität der Finanzströme auf dem internationalen Kapitalmarkt. Täglich zirkulieren weltweit rund 1.500 Milliarden Dollar. Dieses ortsungebundene Kapital ermöglicht es, auf den Weltmärkten kleinste Kursgewinne und Zinsunterschiede auszunützen.

Die selbe Ortsungebundenheit und Beweglichkeit wird auf der individuellen Ebene auch von den Akteuren im globalen Wirtschaftssystem verlangt. Während Flexibilität auf der Person-

ebene vor allem Schnelligkeit, Kurzfristigkeit und rasche Umstellungsfähigkeit bedeutet, d.h. Vorgänge, die sich auf der zeitlichen Dimension abspielen, verbindet sich mit dem Begriff der persönlichen Mobilität die physische Verfügbarkeit des Einzelnen an unterschiedlichen Orten, also ein Rochieren auf der räumlichen Dimension. Als Prototyp hierfür steht der globale Manager, der heute in München, morgen in New York und übermorgen in Tokio seinen Geschäften nachgeht. Im Übrigen zeigt dieses Beispiel, dass die räumliche Dimension sich mit der zeitlichen verbindet. Rasanter Ortswechsel, der mit einer höchstmöglichen Kompression von Raum und Zeit einhergeht, ist – so scheint es – das Signum der Akteure in der globalisierten Ökonomie. Die Münchner Soziologen Wolfgang Bonß und Sven Kesselring sprechen in diesem Zusammenhang von der **globalisierten Mobilität**, in der – wie sie sagen – „Mobilitätszuwachs als Minimierung von Raum-Zeit-Barrieren“ zu verstehen ist (vgl. Bonß&Kesselring, 2001, S. 186).

Sie fügen diesem Mobilitätstyp jedoch noch einen weiteren hinzu, deren Repräsentanten sie mit der paradox klingenden Bezeichnung der „immobil Mobilen“ belegen. Gemeint ist damit die Mobilität von Personen, die – so Bonß und Kesselring (2001, S. 190) – „sich physisch (fast) nicht mehr bewegen, jedoch durch Datentransfers, symbolische und kommunikative Akte hochmobil erscheinen“. Ermöglicht wird diese Form der virtualisierten Mobilität durch die Nutzung moderner Kommunikations- und Informationstechnologien. Folglich finden sich solche Personen vornehmlich in der sog. New Economy und IT-Branche. Einen Prototyp dieser merkwürdig beweglich-unbeweglichen Spezies Mensch schildert Sven Kesselring (2001). Es handelt sich um Julian Sandt, einen freiberuflich für diverse Printmedien und Online-Publikationen arbeitenden Internet-Spezialisten. Dieser sagt von sich selbst, dass er zwar gerade noch zum Bäcker und ins Kino gehe, weite Reisen oder Besuche in Redaktionen jedoch verabscheue. Die meiste Zeit verbringt Julian Sandt an seinem heimischen Computer. Und wenn er mal ins Kino gegangen ist, dann trifft er sich mit seinen Freun-

den nicht etwa in einer Kneipe, um über den Film zu plaudern, sondern setzt sich an seinen PC und chattet – wie es im Cyberspace-Jargon heißt – im Internet mit seinen virtuellen Freunden über den Film. Für seine beruflichen Kontakte gilt Julian Sandts immobile Mobilität sowieso, da er – wie wir schon wissen – wegen seiner Abneigung gegen Reisen und Redaktionsstuben – seine Arbeiten vom heimischen PC aus abwickelt. E-mails und das Internet sind die Vehikel, die eine im Prinzip sekundenschnelle und weltweite Kommunikation ermöglichen – und zwar ohne sich vom Platz zu bewegen. Daher die Rede von den „immobil Mobilien“.

Wie steht es nun mit den engen persönlichen Beziehungen der immobil Mobilien? Sind die neuen Kommunikations- und Informationstechnologien in dieser Hinsicht eher förderlich oder hinderlich? Im Falle von Julian Sandt wird nicht berichtet, ob er in einer Partnerschaft lebt oder Kinder hat. Immerhin wissen wir, dass er mit seinen wenn auch virtuellen Freunden im Internet über Filme chattet. Ob damit sein Bedürfnis nach privaten sozialen Kontakten befriedigt ist, bleibt offen.

Allgemein wird man jedoch sagen können, dass die neuen Kommunikationstechnologien sich nicht per se abträglich auf enge persönliche Beziehungen auswirken müssen. Ganz im Gegenteil: e-mails, Handys, SMS Kurzbotschaften bieten vielfältige Möglichkeiten, soziale Kontakte aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Dies nicht selten, indem – wie z.B. die Handy-Gespräche an einem beliebigen Freitag Abend im ICE zeigen – die Privatheit ungeniert mit einer mehr oder weniger geneigten Öffentlichkeit geteilt wird. Was das Internet anbelangt, ermöglichen die einschlägigen Chat-Rooms soziale Kontakte nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern auch zu knüpfen und gegebenenfalls zu vertiefen – mit Konsequenzen, die bis hin zur festen Partnerschaft bzw. Verhelichung führen.

Nach einer Allensbach-Umfrage nutzen in Deutschland derzeit immerhin vier Millionen Menschen, das sind ein Viertel aller

Internet-Nutzer bzw. rund fünf Prozent der gesamten Bevölkerung, das Internet zum Kennenlernen. Wie schon bei der guten alten Partnervermittlung via Heiratsannonce, führen nicht alle virtuellen Bekanntschaften zu einer festen Partnerschaft im realen Leben. Nach einer Studie der amerikanischen Sozialpsychologen Katelyn McKenna und John Bargh (1999) waren es rund 10 Prozent der von ihnen befragten Internet-Freundschaften. Interessant ist dabei, wie der Prozess des Kennenlernens und einer vertieften Privatheit abläuft. Die amerikanische Studie und auch die von mir betreute Diplomarbeit von Isabella Hell (2001) zu diesem Thema zeigt Folgendes: Im Gegensatz zu den üblichen äußerlichen Attraktivitätsmerkmalen wie Aussehen, Körpersprache, Mimik, Stimme oder Geruch, die beim Kennenlernen in der realen Welt eine wichtige Rolle spielen, treten Äußerlichkeiten beim virtuellen Kennenlernen zurück. Statt dessen kommt es im Internet-Chat zunächst zum Aufbau von emotionaler und geistiger Nähe. Mit anderen Worten: es wird über Gott und die Welt und mehr und mehr auch über Privates diskutiert, so dass auf diese Weise statt der Äußerlichkeiten Innerlichkeiten, d.h. Meinungen, Überzeugungen, Vorlieben, Wünsche, Pläne etc. ausgetauscht werden. Bis es zum realen Kennenlernen kommt, dauert es eine ganze Weile, wobei nicht selten zuvor noch andere, eher traditionelle Formen der Distanzkommunikation wie Briefe, Telefonate oder Austausch von Fotos quasi dazwischen geschaltet werden. All dies legt nahe, dass Internet-Bekanntschaften, wenn sie denn in eine feste Partnerschaft einmünden, behutsam und vorsichtig aufgebaut werden. Vielleicht behutsamer und vorsichtiger als so manche Beziehung, in der das erste Miteinander-in-Berührung-Kommen im realen Leben stattgefunden hat. Ob virtuell geknüpfte Paarbeziehungen glücklicher oder stabiler sind, wissen wir noch nicht. Hierzu bedarf es Studien, die diese Paare längerfristig begleiten. Dennoch können wir zunächst festhalten, dass die neuen Kommunikationstechnologien, die ja – wie wir eingangs festgestellt haben – ein wesentliches Kennzeichen einer globalisierten Ökonomie sind, für sich genommen keine beziehungs-

abträglichen Auswirkungen haben müssen. Eher scheint das Gegenteil zuzutreffen.

5. Yetties – Trendsetter oder Opfer im Globalisierungsrausch?

Anders sieht es jedoch aus, wenn die neuen Kommunikations- und Informationstechnologien im wirtschaftlichen bzw. beruflichen Kontext genutzt werden – insbesondere in der IT-, Multimedia-, New Economy-Branche – einer Branche, in der nach Angaben des Bundesverbandes der Deutschen Industrie gegenwärtig ca. 1,7 Millionen Menschen arbeiten. Im Jahr 2005 werden es circa 2 Millionen sein. 1,7 Millionen Menschen, das klingt nach sehr viel. Dennoch sind es gerade mal 5,5 Prozent aller Berufstätigen in Deutschland. Und trotz Green Card und IT-Ausbildungsoffensive wird sich dieser Prozentsatz für das Jahr 2005 nicht dramatisch erhöhen. Nichtsdestoweniger werden gerade die in dieser Branche Tätigen als die Modernisierungspioniere unserer Gesellschaft betrachtet.

Und sie haben bereits einen Namen, der – wie sollte es anders sein – aus den USA stammt. Yetties werden die Exemplare dieser besonderen Spezies Mensch genannt. Yettie steht dabei für „young, entrepreneurial, tech-based, twentysomething“. Gemeint sind – wie die Feuilletonistin Antje Schmid (2000) schreibt – die „jungen, unternehmerisch und technisch orientierten ... Internet-Eliten“. Der Begriff wurde erstmalig im Jahre 2000 in der März-Ausgabe des amerikanischen Lifestyle-Magazin „Talk Magazine“ verwendet, um die unterschiedlichen Lebensstile der Berufstätigen im Bereich der New Economy zu beschreiben. „Die deutschen Yetties“, so schreibt Michael Marti (2000, S.2) in einem Spiegel-Bericht vom Juni 2000, „arbeiten überwiegend in den Technoparks von Hamburg, München oder Berlin, sind meistens Singles zwischen 20 und 35. Sie machen Internet-Werbung für Konzerne, bauen Web-Auktionshäuser auf oder schreiben Software für Online-Dienste.“

Die Schilderung dieser Menschen lässt an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig. Für den Chemnitzer Industrie- und Techniksoziologen Günter Voß sind es Menschen, „die das ökonomische Denken zum Ausgangspunkt all ihres Handelns machen ... hoch flexibel, risikofreudig und vor allem auf sich selbst bezogen“ (vgl. Marti, 2000, S. 2). Die Soziologin Betty Siegel vom Trendbüro Hamburg bezeichnet Yetties als „ultraflexible Menschen, die sich immer neuen Aufgaben stellen und ihre Grenzen auflösen“ (Marti, 2000, S. 2). Sie arbeiten 12, 14 Stunden am Tag oder länger – Wochenenden inbegriffen – und erleben dies als besonderen Kick, als Selbstverwirklichung in der Arbeit. Sie werden nicht ausgebeutet, sondern beuten sich selbst aus, indem sie alles ihrer Karriere unterordnen – ihr Privatleben, ihre Freundschaften und nicht zuletzt auch ihre Gesundheit. Der Darmstädter Sozialwissenschaftler Andreas Boes, der eine Studie über Arbeitskräfte in der IT-Branche betreut, stellt für Unternehmer wie Angestellte in dieser Branche fest: „Die Verbetrieblichung des Lebens, dieses Arbeiten ohne Ende, wird nicht mehr als pathologisch wahrgenommen, sondern zur erstrebenswerten Norm erhoben.“ Und er fügt hinzu: „Diese High Performers meiden jegliche soziale Bindungen und Verpflichtungen, die Konkurrenz für ihr Engagement im Job bedeuten“ (Marti, 2000, S. 2). Daher werden Yetties mit ihrem hohen Tempo, ihrer extremen Leistungsbereitschaft, ihrer Ultraflexibilität und ihrer totalen Verfügbarkeit für die Arbeit zugleich auch als bindungslos, partnerlos und kinderlos beschrieben.

Ob sie alle so sind, bleibt noch dahingestellt. Es gibt zwar einzelne kasuistische Beschreibungen, aber nach meiner Kenntnis noch keine umfassenderen Studien, die den Typus des Yettie als ein kohärentes Erlebens- und Verhaltensmuster empirisch nachgewiesen hätten. Ganz zu schweigen von den möglichen lebensgeschichtlichen Erfahrungshintergründen, die die Ausbildung eines prototypischen Yettie-Lebensstils begünstigen. Im Fadenkreuz von Autonomie und Verbundenheit – diesen beiden zentralen psychologischen Dimensionen – scheinen die Yetties nach ihrer bisher vorliegenden Charakteri-

sierung der Autonomie ein besonders hohes und der Verbundenheit ein besonders niedriges Gewicht zu verleihen. Im Lichte der sog. Bindungstheorie – einem Ansatz, der verhaltensbiologische und psychoanalytische Aspekte zusammenführt – müssten die Yetties gehäuft einem bestimmten unsicheren Bindungstyp zuzuordnen sein, der sich selbst etwa wie folgt beschreiben würde: „Es geht mir auch ohne gefühlsmäßige Bindung gut. Es ist sehr wichtig für mich, mich unabhängig und selbständig zu fühlen und ich ziehe es vor, wenn ich nicht von anderen und andere nicht von mir abhängig sind“ (vgl. Doll, Mentz&Witte, 1995, S. 158). Es ist dies übrigens die Beschreibung eines Bindungstyps, der in der psychologischen Bindungsforschung im Englischen als „dismissing“ und im Deutschen als „abweisend“ bezeichnet wird. Da Bindungstypen ihre Wurzeln u.a. auch in frühkindlichen familiären Beziehungskontexten haben, liegt es nahe, dass frühe Bindungserfahrungen mit eher abweisenden, starren, kontaktunfreudigen oder sich gar feindselig verhaltenden primären Bezugspersonen – meistens sind es die Mütter oder auch die Väter – zu diesem speziellen Bindungstyp beigetragen haben. Dies ist – wie gesagt – Spekulation und bedarf noch der empirischen Überprüfung.

Dessen ungeachtet sind vermutlich nicht alle Yetties bindungslos und auch nicht lernunfähig, wie die von Michael Marti (2000) beschriebene Geschichte von Thomas Winzer, dem Gründer und Chef der Marburger Firma Inosoft für Software-Entwicklung und -beratung, zeigt. Winzer lebte nach der Gründung seiner Firma fünf Jahre fast ausschließlich für die Firma. Fast ausschließlich, denn er hatte daneben auch noch eine Partnerin. Und dann kam es zur Krise. Nicht nur, dass er sich selbst physisch überlastet und seelisch wie sozial verkümmert vorkam. Auch seine Partnerschaft war kurz davor, in die Brüche zu gehen. Seine Partnerin – so sagt er – „wollte nicht länger mit einem Mann zusammenleben, der spät abends nach Hause kam, um sich wie ein nasser Sack auf den Sessel zu hängen.“ Wie sollte er Abhilfe schaffen? Offensichtlich war ihm an der

Partnerschaft gelegen. Also reduzierte er seine Arbeitszeit von 70 und mehr Stunden auf ca. 55 Stunden in der Woche. Wichtiger aber noch ist Folgendes: seine Partnerin wurde Mitarbeiterin in seiner Firma – ein aus seiner Sicht cleverer Schachzug. Und auch noch auf andere Weise wurden Berufliches und Privates in Einklang gebracht. In der Firma wurde für die Angestellten ein kleines Fitnesscenter eingerichtet, neben dem Firmengebäude gibt es ein Beachvolleyballfeld und eine Grillecke. Betriebsinterne Freizeitgestaltung wird groß geschrieben. Nicht ganz ohne Hintergedanken, denn das soll den Teamgeist stärken. Und dass Mitarbeiter, die nach acht Uhr abends noch in ihren Büros sitzen, nach Hause oder, wenn sie allzu fleißig sind, in den Zwangsurlaub geschickt werden, erfolgt – abgesehen von Thomas Winzers eigenen biographischen Einsichten – auch nicht ganz ohne Hintergedanken. „Mein Unternehmen“, so sagt er, „ist nicht auf kurzfristige Erfolge ausgerichtet – auf Dauer bringen mir Wracks nichts.“ Und wie steht es mit seiner Partnerschaft? „Jetzt verstehen wir uns besser“ ist seine Antwort auf diese Frage. Es freut uns, dass es so ist, und wir hoffen, dass es so bleibt. Vielleicht wird Thomas Winzer dann ja auch noch eine Familie gründen und neben dem Beachvolley- und Grillplatz noch eine Kinderbetreuungsstätte für sich und seine Mitarbeiter einrichten.

6. Berufliche Mobilität und enge persönliche Beziehungen – ein Ding der Unmöglichkeit?

Verlassen wir nun aber das noch weitgehend unausgelotete Terrain der immobil Mobilen und ihrer engen persönlichen Beziehungen und wenden uns nun beruflichen Mobilitätsformen zu, bei denen es tatsächlich noch um die physische Bewegung der Akteure in den Koordinaten von Raum und Zeit geht. Nicht alle Formen beruflicher Mobilität haben primär etwas mit der Globalisierung der Ökonomie zu tun. Ebenso wenig beruhen berufliche Mobilitätsanforderungen nicht immer auf freien Entscheidungen. Man denke dabei im regionalen oder nationalen

Raum an den Zwang zur beruflichen Veränderung aufgrund von Firmenschließungen oder einer mangelnden Beschäftigungsinfrastruktur. Oder im internationalen Raum an die Migrationsmobilität, die durch das ökonomische Gefälle zwischen reichen und armen Ländern ausgelöst wird (vgl. Buchkremer, Buckow & Emmerich, 2000). Gerade was den letzten Punkt anbelangt, gibt es einiges dazu zu sagen, welche Auswirkungen diese Mobilitätsformen auf enge persönliche Beziehungen, insbesondere Paar- und Familienbeziehungen, haben. Dies gilt z.B. für die zum Teil schwierigen Übergänge und Integrationsprozesse von Migranten in die aufnehmende Kultur oder für die Lebensarrangements von binationalen Partnerschaften bzw. Ehen, in denen ja zwei kulturelle Erfahrungsmuster im Rahmen einer engen persönlichen Beziehung aufeinander treffen (vgl. Larcher, 2000). Aus Platzgründen werde ich auf diese Themen nicht näher eingehen und statt dessen generell die Frage möglicher Auswirkungen von Berufsmobilität auf enge persönliche Beziehungen etwas genauer beleuchten.

Glücklicherweise gibt es hierzu eine neue Studie mit dem Titel „Berufsmobilität und Lebensform“, die von den Mainzer Familiensoziologen Norbert F. Schneider, Kerstin Hartmann und Ruth Limmer (2001) durchgeführt wurde. Der Untertitel dieser Studie lautet „Sind berufliche Mobilitätsanforderungen in Zeiten der Globalisierung noch mit Familie vereinbar?“ und trifft damit ziemlich genau ins Zentrum der Fragestellung dieses Beitrags.

Insgesamt wurden in dieser Untersuchung rund 1100 Interviews mit mobilen und nicht-mobilen Personen und deren Partnern bzw. Partnerinnen durchgeführt. Dabei ging es vor allem um Vorzüge und Belastungen, die die Befragten in ihrer jeweiligen Lebensform erleben. Die Studie unterscheidet zwischen fünf mobilen und zwei nicht-mobilen Lebensformen. Bei den mobilen Lebensformen handelt es sich um (1) *Umzugsmobile*, d.h. Paare oder Familien, die aus beruflichen Gründen umgezogen sind, (2) *Fernpendler*, d.h. Personen, die täglich längere

Arbeitswege in Kauf nehmen, (3) sog. *Varimobile*, das sind Personen wie z.B. Flugkapitäne, Unternehmensberater oder Auslandsmonteure, die an wechselnden Orten beruflich tätig sind, (4) *Wochenendpendler* oder sog. *Shuttles*, für die gilt, dass der mobile Partner an seinem Arbeitsort einen Zweithaushalt hat, das Wochenende jedoch mit dem Partner bzw. der Familie im Haupthaushalt verbringt und schließlich (5) Menschen in *Fernbeziehungen*, die nach dem Muster „living apart together“ oder auch „Liebe auf Distanz“ jeweils einen eigenen Haushalt führen und keinen gemeinsamen Haupthaushalt haben. Die Nicht-Mobilen teilen sich in zwei Gruppen, nämlich zum einen die *Ortsfesten*, die noch in ihrer Geburtsregion leben und sich bisher noch nicht mit dem Thema einer berufsbedingten Mobilität auseinandersetzen mussten, und zum anderen die *Mobilitätsverweigerer* oder „rejectors“, für die gilt, dass sie kürzlich ein berufliches Mobilitätsanfordernis abgelehnt haben.

Werfen wir zunächst einen Blick darauf, welche Vorzüge mobile und nicht-mobile Personen hinsichtlich ihrer Lebensform haben. In der folgenden Übersicht sind – und zwar zusammengefasst für alle Teilgruppen der Mobilen und Nicht-Mobilen – die jeweiligen Vorteile dargestellt (vgl. Tab. 2).

Fünf Hauptkategorien von Vorzügen lassen sich erkennen, nämlich solche, die das Selbst, die Partnerschaft, Kinder und Familie, soziale Kontakte und den Beruf betreffen. Für einzelne dieser Hauptkategorien gibt es noch Unterkategorien, die den Bedeutungsgehalt der jeweiligen Hauptkategorie noch etwas transparenter werden lassen.

Betrachten wir vor allem die drei Kategorien, die etwas mit engen persönlichen Beziehungen zu tun haben. Hier zeigt sich, dass es im Hinblick auf die Partnerschaft kaum Unterschiede gibt, wohl aber für die Bereiche Kinder und Familie und soziale Kontakte. In beiden Fällen berichten die nicht-mobilen Personen von deutlich mehr Vorzügen als die Mobilen. Interessant ist

auch die Kategorie „Selbst“, in der sich die Mobilen und Nicht-Mobilen insgesamt gesehen kaum unterscheiden. Betrachtet man jedoch die einzelnen Subkategorien, dann wird deutlich, dass die Mobilen eher auf Autonomie und

Tab. 2: Vorzüge mobiler und nicht mobiler Lebensformen im Vergleich (in Prozent)

	Nicht Mobile	Mobile Personen
Selbst	54	51
Autonomie	7	37
Persönlichkeitsentwicklung	7	22
Zeitgewinn	18	2
Vertrautheit	36	0
Partnerschaft	29	32
Partnerschaft wird möglich	0	3
Positiv für Partnerschaft	29	29
Kinder/Familie	65	12
Soziale Kontakte	71	15
Kontaktgewinn / -erhalt	71	11
Sonstige	0	4
Beruf	54	63
Sicherung der Existenz	11	17
Trennung zwischen Berufs- und Privatleben	0	10
Effektiveres Arbeiten	7	17
Attraktiverer Arbeitsplatz	29	17
Sonstige	22	3

Quelle: N.F. Schneider, K. Hartmann & R. Limmer, 2001.

Persönlichkeitsentwicklung Wert legen, während die Nicht-Mobilen die Vertrautheit ihrer sesshaften Lebensform wertschätzen – ein Befund, der für die generell höhere Berufsorientierung der Mobilen spricht.

Tab. 3: Vorzüge und Belastungen von mobilen Personen und deren Partner/innen (in Prozent)

	Mobile Personen	Partner/innen
Vorzüge		
Selbst	51	57
Partnerschaft	32	39
Kinder / Familie	12	19
Soziale Kontakte	15	16
Beruf	63	40
Belastungen		
Selbst	58	39
Partnerschaft	36	47
Kinder / Familie	45	31
Soziale Kontakte	30	20
Beruf	12	10
Vorzüge-Belastungen		
Selbst	-7	18
Partnerschaft	-4	-8
Kinder / Familie	-33	-12
Soziale Kontakte	-15	-4
Beruf	51	30

Quelle: N.F. Schneider, K. Hartmann & R. Limmer, 2001.

Wie sieht es nun aus, wenn man bei den mobilen Personen und auch deren Partnerinnen und Partnern nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Belastungen ihrer Lebensform betrachtet? Die folgende Übersicht vermittelt ein Bild hiervon – und zwar zusammengefasst für alle mobilen Lebensformen (vgl. Tab. 3).

Besondere Beachtung verdient in Tabelle 3 vor allem der letzte Block, in dem ein Abgleich zwischen Vorzügen und Belastungen dargestellt ist. Negative Werte sprechen für ein Überwiegen der Belastungen. Und dies ist vornehmlich für die drei Kategorien, die für enge persönliche Beziehungen stehen, der Fall. Besonders deutlich wird dies für den Bereich „Kinder und Familie“, für den vor allem die mobilen Personen Defizite erleben. Bei genauerem Hinsehen beklagen berufsmobile Personen, dass sie zu wenig Kontakt mit ihren Kindern haben und sich auf Dauer eine Entfremdung einstellt.

Berufsmobile Personen sind jedoch keine homogene Gruppe, was – wie bereits gesagt – die Autoren dieser Studie veranlasst hat, zwischen verschiedenen Mobilitätstypen zu unterscheiden. Vergleichen wir zur Veranschaulichung zwei der fünf Mobilitätstypen, nämlich die Umzugsmobilen und die sog. Varimobilen. Wir erinnern uns: Umzugsmobile sind solche Personen, die aus beruflichen Gründen zusammen mit ihrem Partner bzw. ihrer Familie ihren gemeinsamen Wohnsitz an den neuen Arbeitsplatz verlagert haben. Varimobile Personen hingegen wohnen zwar in einem gemeinsamen Haushalt, sind jedoch aus beruflichen Gründen häufig unterwegs und arbeiten an unterschiedlichen Stellen. Die folgende Tabelle 4 zeigt wieder die Vorzüge und Belastungen für diese beiden Mobilitätstypen und deren Partner bzw. Partnerinnen.

Konzentrieren wir uns auch bei Tabelle 4 (S. 34) vor allem wieder auf die Differenz zwischen Vorzügen und Belastungen für die drei beziehungsrelevanten Kategorien „Partnerschaft“, „Kinder / Familie“ und „soziale Kontakte“. Erkennbar kommen dabei die Umzugsmobilen deutlich besser weg als die Varimo-

Tab. 4: Vorzüge und Belastungen von Berufsmobilität aus der Sicht umzugs- und varimobiler Personen und – in Klammern – deren Partner/innen (in Prozent)

	Umzugsmobile	Varimobile
Vorzüge		
Selbst	31 (53)	38 (62)
Partnerschaft	31 (68)	33 (15)
Kinder / Familie	21 (50)	0 (0)
Soziale Kontakte	19 (42)	10 (8)
Beruf	62 (36)	81 (0)
Belastungen		
Selbst	3 (16)	71 (46)
Partnerschaft	23 (21)	38 (46)
Kinder / Familie	32 (25)	43 (22)
Soziale Kontakte	27 (16)	43 (31)
Beruf	12 (21)	5 (8)
Vorzüge-Belastungen		
Selbst	0 (37)	-33 (16)
Partnerschaft	8 (47)	-5 (-31)
Kinder / Familie	-11 (25)	-43 (-22)
Soziale Kontakte	-8 (26)	-33 (-22)
Beruf	50 (15)	76 (-8)

Quelle: N.F. Schneider, K. Hartmann & R. Limmer, 2001.

bilen. Dies gilt insbesondere für die Partner oder besser Partnerinnen, denn in den meisten Fällen handelt es sich um die Partnerinnen von berufsmobilen Personen, die in ihrer eigenen beruflichen Tätigkeit zurückstecken müssen, um Partnerschaft und Familie zu retten.

Dies gilt auch für die Umzugsmobilen, und da vor allem für diejenigen, die in transnational agierenden Firmen arbeiten wie z.B. der Ehemann von Yvette und Vater von Nadine Bacher, der – wie der Journalist Andreas Molitor (2000) in seinem Beitrag „Heute hier, morgen fort“ schreibt – als Repräsentant der Firma BASF mehrfach wegen längerfristiger Auslandsaufenthalte in Kenia, Südafrika und Indien mit seiner Familie umziehen musste. Während Yvette Bacher über ein vergleichsweise trostloses Leben in den Firmencamps mit öden Partys oder unsäglichen Kaffee-Nachmittagen mit anderen Firmenfrauen berichtet, entwickelt sich die Situation für die Tochter Nadine deutlich anders. Zunächst war sie über den erneuten Umzug nach Bombay kreuzunglücklich. Sie erinnert sich, dass sie als 15-jährige ihren Eltern heftige Vorwürfe gemacht hat. „Wie konntet ihr mir das nur antun?“ hat sie ihren Eltern immer und immer wieder vorgehalten. Bis sie schließlich die Entscheidung traf, sich auf Bombay einzulassen. Sie machte Freunde, lernte Hindi, brachte Slumkindern Hygiene und Englisch bei. Von da an entwickelt sich Nadine zum „Weltkinderwesen“ – wie Molitor es nennt. Sie studiert in Boston, Fribourg, Frankfurt und besucht ab und an ihre Freunde in der ganzen Welt. Ganz im Gegensatz zu ihrem älteren Bruder Patrick, der vor dem Umzug nach Bombay in Ludwigshafen geblieben war und für einen Job nie ins Ausland gehen würde.

Der Fall Bacher ist in manchen Details vielleicht ein besonderer Fall, aber auch einer der zeigt, dass die Risiken und Chancen einer globusweiten Umzugskarriere sehr unterschiedlich verteilt sein können. Für Yvette Bacher, die ihr Leben der Karriere ihres Mannes unterordnet und doch an der Seite ihres Mannes bleibt, obwohl sie die Kollegenehen in vergleichbarer Situation reihenweise in die Brüche gehen sieht, gilt wohl eher ein traditionelles Partnerschaftsmodell und Frauenskript. Wäre es nicht so, könnte sie sich wahrscheinlich auch in die Gruppe der geschiedenen Kollegenfrauen einreihen.

Und Nadine, das Weltkinderwesen? Sie entspricht wohl eher dem Prototyp des individualisierten und kosmopolitären Menschen mit einem hohen Selbstverwirklichungsanspruch. Wie sich ihr Leben entwickeln wird, wissen wir noch nicht. Eine Yettie aus der Kategorie der immobil Mobilien wird vermutlich nicht aus ihr werden. Eher schon eine Repräsentantin aus der Gruppe der Varimobilien mit einer hohen Autonomie- und Berufsorientierung. Partnerschaft und mehr noch Kinder sind vor allem für Frauen mit einer derartigen Lebensorientierung schwer vereinbar, wie die Studie des Mainzer Soziologenteams und auch eine Untersuchung von Helga Pelizäus-Hoffmeister (2001) an einer kleinen Gruppe von hochmobilen Journalistinnen und Journalisten im Rahmen des Münchner Sonderforschungsbereichs „Reflexive Modernisierung“ zeigt. Die Soziologin Anja Weiß, die ebenfalls in dem Münchner Sonderforschungsbereich tätig ist, kommt zu dem Ergebnis, dass Kinder regelrechte Mobilitätsbarrieren sind – und zwar besonders für Frauen. Wenn hochmobile Frauen Kinder bekommen, dann bemühen sie sich in der Regel um eine Umstrukturierung ihrer Arbeitstätigkeit, die ihnen mehr Zeit für ihre Kinder belässt – vermutlich wohl wissend oder zumindest ahnend, dass Kinder Präsenz und verlässliche Beziehungen brauchen.

Wenn wir nun kurz zusammenfassen, welche Ergebnisse neuere Studien zur räumlichen beruflichen Mobilität und ihrer Auswirkungen auf enge persönliche Beziehungen erbringen, dann sind es vor allem die folgenden fünf Aspekte (vgl. Pressemitteilung des BMFSFJ vom 28.8.2001):

1. Insgesamt werden im Schnitt mehr Nachteile als Vorteile wahrgenommen, auch wenn eine Mischung von Vorzügen und Belastungen überwiegt, die je nach Mobilitätstyp unterschiedlich ausfällt.
2. Berufliche Mobilität hemmt die Familienbildung. In der Mainzer Studie gaben 42 Prozent der Männer und 69 Prozent der Frauen an, dass berufliche Mobilitätsanforderungen den Familiengründungsprozess hemmen. Beruflich mobile

- Personen bleiben häufiger kinderlos als nicht mobile. Und wenn sie Eltern werden, dann deutlich später.
3. Familie und Mobilität sind schwer vereinbar. Dies äußert sich zum einen darin, dass etwa die Hälfte der beruflich mobilen Personen von negativen Auswirkungen auf das Zusammenleben mit dem Kind berichtet. Zum anderen sind Partner und Kinder wesentlich, wenn es darum geht, eine Mobilitätsentscheidung zu treffen. Vor allem Kinder sind ein starkes Argument für Sesshaftigkeit.
 4. Die Nachteile beruflicher Mobilität treffen Frauen stärker als Männer. Die Partnerinnen von berufsmobilen Männern verzichten häufig auf eine eigene Berufskarriere und übernehmen eine traditionelle Hausfrauenrolle. Wenn Kinder mit im Spiel sind, finden sich die Frauen für die Dauer der Abwesenheit ihrer Männer zumeist in der Rolle einer alleinerziehenden Mutter. Nur unter diesen Bedingungen können berufsmobile Männer das Modell Familie, Beruf und Mobilität überhaupt praktizieren. Andererseits bleiben beruflich mobile Frauen fast immer kinderlos.
 5. Berufliche Mobilität verändert die Qualität und Intensität sozialer Kontakte. Je nach Mobilitätsform beklagen sich ein Viertel bis über 40 Prozent der beruflich mobilen Personen über Einbußen bezüglich ihrer Freundschaftsbeziehungen und sonstigen sozialen Kontakte.

All dies spricht dafür, dass berufliche Mobilität als direkte oder indirekte Konsequenz einer zunehmend globalisierten Ökonomie sich im Schnitt eher belastend auf enge persönliche Beziehungen im Sinne von Paar-, Familien- und Freundschaftsbeziehungen auswirken. Wann und für wen diese Belastungen zu einem Risikofaktor werden, hängt allerdings zu einem großen Teil davon ab, wie die Betroffenen damit umgehen. Einem eingefleischten Yettie oder einem berufsbesessenen Zeitgenossen, der heute hier und morgen dort arbeitet, wird man schwerlich von den Vorzügen eines sogenannten „nine to five“-Jobs oder der Wichtigkeit eines sesshaften Lebensstils überzeugen können. Insbesondere wenn

es um Familienbildung – also um ein Leben mit Kindern geht – haben diese Personen ihre Entscheidung – so scheint es – auf sichtbare Weise ohnehin getroffen: sie bekommen keine Kinder – insbesondere wenn es sich um Frauen handelt. Man könnte dies auch als verantwortete Nicht-Elternschaft bezeichnen, die immerhin noch besser ist, als eine verantwortungslose Elternschaft, die eine Vernachlässigung von Kindern zur Folge hat. Insofern ist die Entscheidung, keine Kinder zu haben, weniger ein Risikofaktor für die Betroffenen als für unsere Gesellschaft und ihre immer noch weitgehend auf dem Prinzip der Generationensolidarität aufbauenden sozialen Sicherungssysteme.

7. Globalisierung als Schicksal?

So wenig, wie man nie „Nie“ sagen sollte, sollte man nicht ausschließen, dass auch die immobil-mobilen Yetties oder die geographisch Hochmobilen an irgendeinem Punkt in ihrer Biographie eine Inventur ihres Lebens machen, um für sich herauszufinden, was für sie wirklich wichtig ist. Vielleicht wird ihnen spätestens dann aufgehen, dass Leben etwas mit reflektierter Lebensführung zu tun hat, wobei es gilt, mehrere Lebensbereiche miteinander in Einklang zu bringen. Interessanterweise ist dies in letzter Zeit von der praktischen Philosophie bis zur Managementliteratur ein herausgehobenes, ja sogar bestsellerverdächtigtes Thema geworden. Dies kann wohl als ein Indikator dafür gewertet werden, dass der Wunsch nach Orientierungshilfe in diesem Bereich besonders hoch ist.

So bietet z.B. der deutsche Managementtrainer Lothar Seiwert (2001) in seinem neuesten Buch „Life-Leadership“ als „sinnvolles Selbstmanagement für ein Leben in Balance“ an. Sein Modell der Lebensbalance, das im Übrigen eine frappante Ähnlichkeit mit dem Bestseller seines amerikanischen Kollegen Stephen Covey (1998) „Die sieben Wege zur Effektivität“ aufweist, umfasst die vier Lebensbereiche „Arbeit / Leistung“ (z.B. schöner

Beruf, Geld, Erfolg, Karriere, Wohlstand), „Körper / Gesundheit“ (z.B. Ernährung, Erholung, Entspannung, Fitness, Lebenserwartung), „Familie / Kontakt“ (z.B. Freunde, Zuwendung, Anerkennung) und „Sinn / Kultur“ (z.B. Selbstverwirklichung, Erfüllung, Liebe, Philosophie, Religion, Zukunftsfragen) (vgl. Seiwert, 2001, S. 24).

Diese vier Lebensbereiche auszutarieren, ist fürwahr keine einfache Aufgabe und in gewisser Weise ein ständiges „work in progress“-Projekt, das – wie der Philosoph Wilhelm Schmid (1998) in seiner lesenswerten „Philosophie der Lebenskunst“ deutlich macht – eine hohes Maß an Reflexivität und Askese – letztere im altgriechischen Sinne von Übung – erfordert. Übung fördert Kompetenz, und zwar nicht nur im beruflichen Bereich, sondern auch sich selbst gegenüber. Und da wir nun mal soziale Wesen sind, heißt dies für den sozialen Bereich, dass Kompetenz die Gestalt von Beziehungskompetenz annimmt.

Immerhin beklagen nach der Mainzer Studie über „Berufsmobilität und Lebensform“ 36 Prozent der berufsmobilen Personen und 47 Prozent ihrer Partner bzw. Partnerinnen, dass sie in getrennten Welten leben, wenig gemeinsame Zeit miteinander verbringen können, eine Partnerschaft nach Stundenplan führen müssen, und dass es – ausgelöst durch die beruflichen Mobilitätsanforderungen – gehäuft zu Paarkonflikten kommt. Insbesondere destruktive und ungelöste Paarkonflikte haben – so wissen wir aus einer Fülle psychologischer Studien – eine ganze Reihe von negativen Auswirkungen zur Folge. Sie beeinträchtigen nicht nur die Qualität der Partnerschaft, was letztlich in Trennung und Scheidung enden kann, sondern auch die physische Gesundheit und das seelische Wohlbefinden der einzelnen Partner. Und sie haben – sofern Kinder mit im Spiel sind – nachgewiesenermaßen einen abträglichen Einfluss auf die Qualität der Eltern-Kind-Beziehungen, was wiederum zu Verhaltensauffälligkeiten auf Seiten der Kinder führen kann (vgl. Schneewind, 2001). So gesehen ist Beziehungskompetenz – insbesondere die Fähigkeit, Konflikte konstruktiv regulieren

zu können – eine wichtige Ressource, um angemessen mit Problemen umzugehen, die ihren Ursprung unter anderem auch in Schwierigkeiten mit der Vereinbarkeit von Beruf und Partnerschaft bzw. Familie haben. Die moderne Kommunikationspsychologie hat zur Stärkung der Beziehungskompetenz eine Menge anzubieten (vgl. hierzu z.B. den kommunikationspsychologischen Ansatz von Schulz von Thun, 1998).

Dennoch: dass es mit der Stärkung der Beziehungskompetenz im partnerschaftlichen oder familiären Kontext allein nicht getan ist, liegt auf der Hand. Es geht auch darum, konfliktproduzierende Bedingungen, wie z.B. solche, die eine Vereinbarkeit von Beruf, Partnerschaft und Familie belasten, zu entschärfen. Hierzu gibt es eine Reihe von Vorschlägen, die auf der betrieblichen und politischen Ebene diskutiert werden, aber bei Weitem noch längst nicht überall realisiert sind. Schlagworte wie „Flexibilisierung der Arbeitszeit“, „Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen“ oder „Einführung von Ganztagschulen“ etc. kommen einem dabei in den Sinn. In der Tat haben erst wenige Unternehmen erkannt, dass zu dem, was im Englischen als „Human Resource Management“ und im Deutschen als „Personalentwicklung“ bezeichnet wird, nicht nur eine Optimierung der Leistungsfähigkeit der Mitarbeiter im Betrieb gehört, sondern auch die Berücksichtigung ihrer privaten Lebensumstände. Dass es auch anders geht, zeigen Dienstleistungsangebote, die inzwischen von einer Reihe von Firmen genutzt werden. Beispiel hierfür ist das Projekt „Familienservice“, das 1997 von der ehemaligen Mitarbeiterin des Deutschen Jugendinstituts, Gisela Erler, gegründet wurde und sich inzwischen nach eigener Bekundung zum „führenden Dienstleister für Unternehmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben“ entwickelt hat. Angeboten wird u.a. „Beratung zu (fast) allem, was Mitarbeiter belasten kann“. Hierzu gehören etwa Themen wie Kinderbetreuung, Arbeitslosigkeit des Partners, Lebenskrisen, Schulden etc. Daneben gibt es aber auch konkret die Vermittlung von privater und institutioneller Kinderbetreuung oder die Betreuung pflegebedürftiger Angehöriger. Inzwischen

nehmen mehr als 150 Groß- und Mittlere Unternehmen, unter ihnen Allianz, BMW und Siemens, diesen Service in Anspruch (vgl. www.familienservice.de).

Ein anderes Beispiel ist das Start-up Unternehmen „Carewerk“ der ehemaligen Unternehmensberaterin Heike Karsupke, die aus eigener Erfahrung weiß, das Menschen, die ständig unterwegs sind, sich irgendwann heimatlos und entwurzelt fühlen. Heute organisiert sie mit Carewerk Veranstaltungen für Unternehmen und deren Mitarbeiter, damit diese vor Ort ein soziales Netz aufbauen können (vgl. www.carewerk.de).

Trotz all dieser hilfreichen Angebote gilt nach wie vor: wie man sein Leben führen möchte, sollte man tunlichst schon selbst wissen – Risiken und Nebenwirkungen inbegriffen.

Literatur

- BACH, G. & WYDEN, P (1970). *The intimate enemy*. New York: Avon Books.
- BECK, U. & BECK-GERNSHEIM, E. (Hrsg.). *Risikante Freiheiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BERTRAM, H. (1995). Regionale Vielfalt und Lebensformen. In H. Bertram (Hrsg.), *Das Individuum und seine Familie* (S. 157-195). Opladen: Leske & Budrich.
- BERSCHEID, E. & PEPLAU, L. (1983). The emerging science of relationships. In: Kelley, H.H., Berscheid, E., Christensen, A. et al. (Eds.), *Close relationships: Perspectives on the meaning of intimacy* (pp. 1-19). New York: Freeman.
- BONß, W. & KESSELRING, S. (2001). Mobilität am Übergang von der Ersten zur Zweiten Moderne. In: U. Beck & W. Bonß (Hrsg.), *Die Modernisierung der Moderne* (S. 177-190). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- BROST, M. ET AL. (2001), Mut Schweiß und Tränen, *Die Zeit*, 34, (S. 15-16).
- BUCHKREMER, H., BUKOW, W-D & EMMERICH, M. (Hrsg.) (2000). *Die Familie im Spannungsfeld globaler Mobilität*. Opladen: Leske & Budrich.

- BUNDESMINISTERIUM FÜR FAMILIE, SENIOREN, FRAUEN UND JUGEND (2001). Mobil sein und Familie haben? Wie Mobile leben. Pressemitteilung Nr. 306. Berlin.
www.carewerk.de
- COVEY, S. R. (1998). Die sieben Wege zur Effektivität (7. Aufl.). München: Heyne.
- DOLL, J. MENTZ, M. & WITTE, E.H. (1995). Zur Theorie der vier Bindungsstile: Messprobleme und Korrelate dreier integrierter Verhaltenssysteme. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 26, (S. 148-159).
- ENGSTLER, H. (1998). Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Brühl: Chudeck Druck.
www.familienservice.de
- GIDDENS, A. (2001). Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- GRUPPE VON LISSABON (1997). Endstation Globalisierung. Die Globalisierung der Wirtschaft und die Zukunft der Menschheit. Neuwied. Luchterhand.
- HEATON, T.B. & ALBRECHT, S.L. (1991). Stable unhappy marriages. Journal of Marriage and the Family, 53, (pp. 747-758).
- HELL, I. (2001). Partnerwahl im Internet. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität München: Institut für Psychologie.
- HITZLER, R. & HONER, A. (1994). Bastelexistenz. Über subjektive Konsequenzen der Individualisierung. In: U. Beck & E. Beck-Gernsheim (Hrsg.), Riskante Freiheiten (S. 307-315). Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- http://wiso.de (7.9.2001). Interview: „Kapitän der eigenen Lebensreise“.
- KELLEY, H.H., BERSCHIED, E., CHRISTENSEN, A. ET AL. (1983). Close relationships: Perspectives on the meaning of intimacy. New York: Freeman.
- KESSELRING, S. (2001). Beweglichkeit ohne Bewegung. Mitbestimmung online, 9, (S. 1-6).
- KEUPP, H. (1988). Auf dem Weg zur Patchwork-Identität? Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 20, (S. 425-438).
- KRÄTKE, M.R. (1997). Kapital global? In: E. Altvater, F. Haug, O. Negt et al. (Hrsg.), Turbo-Kapitalismus (S. 18-59). Hamburg: VSA-Verlag.

- LARCHER, D. (2000). Die Liebe in den Zeiten der Globalisierung. Klagenfurt: Drava Verlag.
- MARTI, M. (2000). Die Droge Arbeit. Spiegel Online, 19.6.2000, (S. 1-7).
- McKENNA, K.Y & BARGH, J.A. (1999). Causes and consequences of social interaction on the internet. *Media Psychology*, 1, (S. 249-269).
- MEIER, B. (1998). Zwischen Freiheit und Erstarrung. Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialpolitik. Institut der deutschen Wirtschaft Köln. Köln: Deutscher Instituts-Verlag.
- MOLITOR, A. (2000). Heute hier, morgen fort. *Die Zeit*, 33, (S. 11-14).
- NELSON-JONES, R. (1990). *Human relationship skills*. London: Cassell.
- PELIZÄUS-HOFFMEISTER, H. (2001). Mobilität: Chance oder Risiko für soziale Beziehungen. Unveröffentlichtes Manuskript aus dem Sonderforschungsbereich 536 „Reflexive Modernisierung“, Teilprojekt B3 – Mobilitätspioniere. Universität der Bundeswehr München.
- SCHMID, A. (2000). Der neue Mensch in der IT-Branche. *Deutsche Presse*, 22.8.2000.
- SCHMID, W. (1998). *Philosophie der Lebenskunst*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- SCHNEEWIND, K.A. (1999). *Familienpsychologie* (2. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.
- SCHNEEWIND, K.A. (2001). Kompetente Partnerschaft: der Weg zur kompetenten Elternschaft. In: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend & Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.), *Gewaltfreies Erziehen in Familien – Schritte zur Veränderung* (S. 47-57). Materialien zur Familienpolitik 8. Bonn/München.
- SCHNEEWIND, K.A., WUNDERER, E, MAYER, T.S. & SCHMID, G. (2001). Das „Ehe-Rezept“ – subjektive Theorien bezüglich ehestabilisierender Faktoren. Projektdokumentation 3 aus dem DFG-Projekt „Was hält Ehen zusammen?“. Universität München: Institut für Psychologie.
- SCHNEIDER, N.F., HARTMANN, K. & LIMMER, R. (2001). Berufsmobilität und Lebensform. Unveröffentlichter Forschungsbericht. Universität Mainz: Institut für Soziologie.

- SCHULZ VON THUN, F. (1998). Miteinander reden 3. Das „Innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation. Reinbek: Rowohlt.
- SEIWERT, L. (2001). Life-Leadership. Frankfurt a.M.: Campus.
- SENNETT, R. (1998). Der flexible Mensch. Berlin: Berlin Verlag.
- SENNETT, R. (2000). Die flexible Gesellschaft. In A. Pongs (Hrsg.), In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? (S. 265-291). München: Dilemma Verlag.
- STATISTISCHES BUNDESAMT (2000). Datenreport 1999. Wiesbaden.

Familie im Zeitalter der Globalisierung

Interkulturelle Betrachtungen

1. Globalisierung

Wenn im Titel des Vortrages vom „Zeitalter der Globalisierung“ gesprochen wird, so wollen wir damit ausdrücken, dass der Begriff ‚Globalisierung‘ nicht lediglich eine allzu häufig und missverständlich benutzte ‚abgegriffene‘ Leerformel sein muss, sondern in unserem Verständnis eine epochale Wende bezeichnet. Wir glauben, dass das Zeitalter der Kolonialisierung und des Imperialismus, wie es bereits im 15. Jahrhundert in Europa einsetzte, in wichtigen Punkten zwar keinen Abschluss erreicht hat, dass jedoch mit dem, was Globalisierung meint, eine neue Qualität in der Entwicklung unserer Welt eingesetzt hat.

Das Problem für viele im Verständnis von Globalisierung ist, – um das von vorneherein zu sagen – dass diese noch nicht einmal im Ansatz die ihr immanente Dynamik hat deutlich werden lassen. Das erklärt vielleicht, warum viele zu einem ökonomischen oder politischen Reduktionismus neigen, wenn sie über Globalisierung sprechen. Das ist schließlich am einfachsten wahrzunehmen und benötigt keiner allzu komplexer Sinn-Interpretationen. Der Grad der weltweiten produktiven und ökonomischen Verknüpfung, wie dies mit den industriellen Großorganisationen erreicht worden ist, ist beeindruckend. Ebenso beeindruckend ist inzwischen auch das internationale politische Potenzial der nationalen wie internationalen Institutionen, das weit über die traditionelle Internationalität der

Diplomatie des 19. und 20. Jahrhunderts hinausgeht. Ähnliches lässt sich über die militärische Aktionsbreite aussagen: vor Jahren noch undenkbar, sind die globalen Militärs heute Wirklichkeit geworden.

Wirtschaftliche Beziehungen zwingen die Menschen unter einem einzigen Interesse, dem ökonomischen nämlich, in Beziehungen zu einander, die sie aber keineswegs in ihren kulturellen Identitäten näher bringen. Ins Extrem gesteigert wird dies in den modernen Techno-Kriegen, wo die kulturellen Besonderheiten von Menschen auf abstrakte Elemente virtueller Szenarien reduziert erscheinen – wäre da nicht das unsägliche Leid von Menschen, die zu Opfern solcher Denkweisen werden.

Aber das ist nicht unser Thema heute. Unser Thema heute lässt sich mit der Frage zusammenfassen, was bedeutet Globalisierung für die eher kulturell definierten gesellschaftlichen Institutionen, wie dies z.B. die Familie darstellt. Wir geraten hier bereits mit dem Begriff Globalisierung in ein definitorisches Dilemma: viele benutzen den Begriff in einer Art und Weise, der ihn sehr nahe an denjenigen des Imperialismus heranzführt. Globalisierung bedeutet da, die weltweite Ausbreitung eines ökonomisch dimensionierten Gesellschaftsmodells der westlichen Zivilisation. Das ist sicherlich, so meinen wir, zu kurz gegriffen.

So stimmen wir auch nicht mit Vorstellungen überein, wie sie kürzlich von Karl-Heinz Kohl, Professor für hist. Ethnologie an der Universität Frankfurt in einem Artikel der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ v. 14. Nov. 2000) geäußert hat, dass man es nämlich mit dem Begriff Globalisierung lediglich mit der ‚Selbstbezeichnung‘ einer Epoche zu tun habe, die in Wirklichkeit besser mit ‚Euroamerikanisierung‘ und ‚Verwestlichung‘ umschrieben würde. Wir vertreten hier hingegen die Ansicht, dass vom Prinzip her Globalisierung das Widererstarken anderer als der westlichen Zivilisation im Weltmaßstab bedeutet.

Wir halten es daher eher mit einer von Samuel P. Huntington vertretenen These: In seinem Werk mit dem in der deutschen Übersetzung etwas missverständlichen Titel ‚Kampf der Kulturen‘ (The clash of civilizations, 1996) beschwört er geradezu diese gegensätzliche Tendenz der kulturellen Entwicklung der Welt, dass wir es nämlich gegenwärtig mit der ‚Resurgenz‘ (also dem Widererstarken) nichtwestlicher Kulturen und Zivilisationen in der Welt zu tun haben. Dies sieht er als Folge des Zusammenbruchs der politischen Dichotomie der Welt (Ost-West-Konflikt) mit dem Ergebnis einer grundlegenden Schwächung der imperialen Dominanz westlicher Zivilisation.

Er sieht in diesem Prozess, charakterisiert durch den Fortfall der gewaltsamen imperialen Bindekräfte in der Welt – und das ist für unser Thema wichtig –, den Beginn eines ambivalenten Prozesses der Identitätsfindung der Kulturen, der nur durch den Rückgriff auf endogene Kulturresiduen Erfolg-versprechend zu sein scheint. Wie generell der Prozess der Identitätsfindung hat diese auch im großkulturellen Raum zunächst das Ziel, sich von anderen Kulturen abgrenzen zu können: Die Frage, Was sind wir, was sind die anderen? wird zum entscheidenden Prolog der Identitätsfindung der erstarkenden nicht westlichen Zivilisationen. Diese Vorstellung betrifft elementar das grundlegende Verständnis von Familie und Ehe in diesen Zivilisationen. Interkulturalität der Zivilisationen, friedliche Konkurrenz und gegenseitige Befruchtung kann nur auf einer solchen Basis stattfinden. Es geht also nicht um das bloße Koexistieren, um ansonsten nichts mit einander zu tun zu haben.

Dass Globalisierung sich gegen die Reduzierung auf die internationale, transnationale Verflechtung der ökonomischen Giganten, auf die Macht der Chefetagen in den Metropolen sträubt, zeigt unsere jüngste Vergangenheit: Der Kampf gegen den Terrorismus kann nicht mehr als klassischer, imperialer Wirtschaftskrieg geführt werden, Afghanistan wird aus der gefährlichen Hilflosigkeit derer zerbombt, die es gewohnt sind, Kriege um politische und wirtschaftliche Einflusssphären zu

führen. Angriffskriege und sogenannte Präventivschläge nun an jedem Punkt dieser Erde, wo man seinen vermeintlichen Gegner vermutet, sind modern geworden, verkennen aber dasjenige, wo die eigentlichen Chancen liegen, Probleme zwischen den Zivilisationen zu lösen.

Diese Hilflosigkeit resultiert im wesentlichen aus der Tatsache, dass der vermeintliche Gegner keine wesentlichen wirtschaftlichen Interessen verfolgt, nicht den klassischen, westlich orientierten Eliten der Entwicklungsländer angehört und ebenso wenig eindeutig einem politisch-ideologischen System zugeordnet werden kann. Radikalisierte Hindus, Muslimbruderschaften, islamische Fundamentalisten aber auch Manager des ostasiatischen Industriebusiness handeln im Sinne einer kulturellen Gegenbewegung, als im wesentlichen religiös-kulturell motivierte Kämpfer gegen die ‚Verwestlichung‘ ihrer Zivilisationen und gegen ihren eigenen Identitätsverlust.

Religionen, kulturell Fundamentales, Grundprinzipien der Sozialorganisation werden, wie der bereits erwähnte Karl-Heinz Kohl allerdings auch feststellt, der „weltweiten Vereinheitlichung der Lebensformen“, dem kulturellen Einheitsbrei der Fastfood und Coca-Cola-Kultur, wie einige sagen, entgegengestellt. Sie zweifeln die Bedeutung des westlich individualistischen Machtmodells für die Entwicklung und Modernisierung der Zivilisationen an. Sie zweifeln demnach auch an, in wie weit Entwicklungen von Ehe und Familie in den westlich orientierten Gesellschaften Modelle oder Leitbilder für die Entwicklung der eigenen Institutionen sein können. Sie verweisen mit Stolz auf die geringen Illegitimitätsziffern, die niedrigeren Scheidungsraten, auf weniger alleinerziehende und alleingelassene Frauen mit ihren Kindern, das quasi Fehlen von nichtehelichen Lebensgemeinschaften usw. Sicherlich vergessen sie dabei ein wenig, den nicht selten brutalen Patriarchalismus und die Missachtung der Lebensrechte des weiblichen Geschlechts, wie es an unserem noch zu diskutierenden Beispiel Indien besonders deutlich werden wird.

Die in der weltweiten Dichotomie des Ost-West Konfliktes gedeihende ‚Entwertung‘ ganzer Kulturkreise und Massenreligionen zu Gunsten der diese Dichotomie tragenden säkularen Ideologien ist mit deren Wegfall einer Rekonstruktionsphase und – wie Huntington formuliert – der ‚Indigenisierung‘ von Zivilisationen ungeheuren Ausmaßes und mit nicht absehbarer Tragweite gewichen. Denn das, was wir gegenwärtig in diesem Zusammenhang beobachten können, findet nicht in den entlegendsten Regionen Ostasiens oder Amazoniens Lateinamerikas statt, sondern in den Wohnzimmern der ganzen Welt. Wir haben die technischen Grundlagen dafür geschaffen, dass jeder von uns sich ein Bild von den autochtonen Gegebenheiten und Werthaltungen der Kulturen machen kann bzw. fast zwangsläufig damit konfrontiert wird. Uns scheint dieser Aspekt der medialen Universalisierung ein zentraler Kernbestandteil von Globalisierung zu sein.

Globalisierung ist – und das ist unsere Kernthese – längst zu einer Austauschbeziehung zwischen den Zivilisationen dieser Welt geworden: ökonomische Macht tritt als Folge kultureller Dominanz auf, wobei das Ende offen ist: Die individualisierende protestantische Ethik als das Erfolgsmerkmal westlicher Zivilisation muss sich heute der Gemeinschaftsethik fernöstlicher und auch anderer Zivilisationen stellen. Die Frage ist, welcher zivilisatorische Ansatz wird in der Lage sein, z. B. das Problem der zunehmenden Verarmung der Weltbevölkerung trotz zunehmender Produktivität, trotz wirtschaftlichen Wachstum und trotz Reichtum lösen können? Die Zivilisationen werden verstärkt über das Kooperieren nachdenken müssen, denn das, was sich gegenwärtig in der Welt abspielt, ist ein historischer Rückfall: in Zeiten also, die grundsätzlich die Dominanz westlicher Zivilisationen und den Universalismus westlicher Wertvorstellungen, Leitbilder und Institutionen im Verhältnis zu den Ländern und Kulturen der Dritten, Vierten, X-ten Welt in den Vordergrund des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Handelns stellte.

2. Familie

Sie werden sich fragen, was hat dieses Bemühen um das, was Globalisierung sein könnte mit der Institution Familie zu tun? Diese Frage ist relativ einfach zu beantworten: Ein Phänomen westlichen Denkens, ist der immer wieder artikulierte und schließlich auch vielfach durchgesetzte Universalismus- bzw. Überlegenheitsanspruches dieser Zivilisation eben auch was seine kulturell definierten Institutionen angeht.

Das hat auch vor den Sozialwissenschaften nicht halt gemacht: die ‚Mesalliance‘ zwischen den Intellektuellen Eliten westlicher Zivilisation und den die Verwestlichung wollenden ‚aufgeklärten‘ Eliten in den kulturellen Zentren Afrikas, Lateinamerikas und vor allem Asiens hat über Jahrhunderte die Dominanz westlicher Institutionen in fast allen Bereichen der Gesellschaft beschworen: nicht zuletzt gehört dazu auch die Familie.

So finden wir gerade unter den klassischen Autoren der Familiensoziologie wie Parsons, Murdock, Goode und König als Grundtendenz das Fragen nach Grundprinzipien, die das Herausbilden von Familienformen und -leitbildern universell in möglichst allen Kulturen dieser Welt kennzeichnen. Dieses vermeintlich objektive Fragen folgt aber meistens einem ‚heimlichen Curriculum‘ immanenter westlicher Wertvorstellungen und bisweilen soziologischer Vorurteile.

Ich möchte in diesem Zusammenhang nur ein Beispiel erwähnen: So beschwört Talcott Parsons (1954) das Inzesttabu als Teil der ‚Universalität‘ und ‚Konstanz‘ der Kernfamilie: Er fragt „ob es Züge gibt, die allen menschlichen Gesellschaften gemeinsam sind“ und bezeichnet auf diese Weise das Inzesttabu also als einen gemeinsamen Zug aller bekannten Kulturen und stellt fest, dass es überall gelte und als Grundregel für die ebenfalls überall anzutreffende Kernfamilie angesehen werden könne. Er bezieht sich dabei auf den Anthropologen George Peter Murdock (1897-1985), der als ein Resümée seiner weltweiten an-

thropologischen Studien die These von der „Universalität der Kernfamilie“ (Murdock, 1949) aufgestellt hatte und vor allem ihr einen Katalog von Eigenschaften zugewiesen hatte, die in ihrem Kern sich auf die Bedeutung der Kernfamilie für die soziale Struktur westlicher Gesellschaften beziehen lassen.

Parsons führt Mindestkriterien für die Kernfamilie auf, die universellen Charakter haben sollen:

1. Die solidarische Beziehung zwischen Mutter und Kinder, die langfristig angelegt ist und über die rein körperliche Fürsorge hinausgeht,
2. Dass die Frau als Mutter eines Kindes in Beziehung zu einem Mann außerhalb ihrer eigenen Abstammungsgruppe stehen muss.
3. Der Ehemann soziologisch Vater des oder der Kinder ist und dies die Ehelichkeit des Kindes und den Status innerhalb des weiteren Verwandtschaftssystems begründet.

Keines dieser drei Merkmale lässt sich stringent als universelle Merkmale von Ehe und Familie belegen. Weder die Solidarbeziehung zwischen Mutter und Kind noch die soziologische Bedeutung des Vaters für den Status des Kindes innerhalb des Verwandtschaftssystems sind hinreichende oder gar notwendige Bedingungen für die Existenz funktionierender Ehe- und Familienformen. Es gibt eine Unzahl von Beispielen dafür, die die Bedeutung der Ehelichkeit für den Status des Kindes innerhalb des Verwandtschaftssystems in Frage stellen. Und dass der soziologisch relevante Vater und Ehepartner auch aus der eigenen Abstammungsgruppe kommen kann, ist heute ethnologisches Standardwissen.

Spannendere und die gegenwärtige Problemstellungen von Familienentwicklung im Kontext der Globalisierung besser beschreibende Hypothesen sind diejenigen von William J. Goode (1970). Seine Thesen sind nämlich erstmalig in der Familiensoziologie ernst zu nehmende Globalisierungsthese gewesen,

die Universalität der Kernfamilie nicht mittels ontogenetischer Theoriesätze begründeten, sondern mit der realen Entwicklungsdynamik der westlichen Zivilisation, die allerdings als Prototyp für eine allgemeine Entwicklung einer Weltzivilisation angenommen wird.

Diese Entwicklungsdynamik besteht für ihn vor allem in den Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozessen der westlichen Hemisphäre, manchmal erwähnt er auch die Scholarisierung moderner Gesellschaften, die universelle Prozesse sein sollen. Diese Prozesse erzwingen gewissermaßen den Wandel von Familie und Ehe zu soziologisch neu zu bestimmenden sozialen Kernen: Die Generation der Alten hat keinen Platz mehr im kernfamilialen Rahmen, und zwar räumlich wie soziologisch. Die Wohnverhältnisse im städtischen Bereich sind limitiert und die Tradierung von Produktionswissen wird unter den Bedingungen der Industriearbeit gegenstandslos.

Ähnliches wird für das Erziehungswissen angenommen, wo Familie und die ihr immanenten Traditionen und Leitbilder im übertragenen Sinne gewissermaßen säkularisiert werden, weil sie nicht mehr geeignet scheinen, das Überleben im industriellen Zeitalter zu gewährleisten. Es wird ihr lediglich eine erweiterte Sozialisationsfunktion zugebilligt. Aber selbst diese wird mehr als ein Produkt moderner gesellschaftlicher Entwicklung, als Ausdruck kultureller familienbezogener Traditionen gesehen. Die Werte und Normen, die in diesem Prozess vermittelt werden, sind nun familienunabhängig und bedürfen nicht mehr des intergenerationalen, auf Familientradition bezogenen Konsenses, es bedarf dafür keiner verwandtschaftlicher Beziehungen um die ‚Eigentlichkeit‘ und Identität der Familienmitglieder zu definieren.

Man muss nicht das Durkheim'sche Kontraktionsgesetz (1981) bemühen, um aus den Thesen von Goode eine Tendenz zur ‚Entgesellschaftung‘ oder wie wir es formulieren würden, zur ‚Säkularisierung‘ von Familie im Industrialisierungs- und Mo-

ernisierungsprozess westlicher Zivilisationen herauszulesen. Familie wird zu einer Restkategorie, in der das obsiegende Individuum sein Triumphe über die ‚vormoderne‘ Gemeinschaftlichkeit (im Sinne von Ferdinand Tönnies, 1935) feiert.

Familie ist längst nicht mehr die soziale Kernzelle moderner Industriegesellschaften, sondern wird, wenn man den Thesen der ‚Postmodernisten‘ in der Familiensoziologie folgt, zur Befriedigungsliebe konkurrierender Individuen, die hier oder in ihren Ersatzkonstruktionen noch ohne Legitimationsprobleme das finden, was ‚moderne‘ Industriegesellschaften ihnen scheinbar zwangsläufig vorenthalten müssen: Intimität, Eigentlichkeit, Selbstreproduktion und sozial positiv sanktioniertes Triebausleben (Sex) etc.

Auch in diesen Ansätzen werden Industriegesellschaften gleichgesetzt mit denjenigen, die wir in den westlichen Zivilisationen vorfinden, dass es andere Modelle industrieller Entwicklung und Modernisierung in dieser Welt gibt, wird nicht einmal im Ansatz angedacht.

3. Realität in der Welt

Wie sieht aber die Familienentwicklung im Zeitalter der Globalisierung nun tatsächlich aus? Konstatierte noch Goode in den 60er Jahren die fortschreitende Annäherung von Familienmodellen in der ganzen Welt an die Variationen und Dynamiken des westlichen gattenzentrierten Familienmodells, stellen wir heute – ca. 40 Jahre später – fest, dass die Universalisierung der Kernfamilie sich nicht so ohne weiteres bestätigen lässt.

Der globale Familienwandel übertrifft in seiner Vielfalt die Goode'schen Vorhersagen. Die Wandlungsprozesse der Familiensysteme dürfen nicht nur auf Industrialisierung, Urbanisierung sowie dem westlichen Einfluss reduziert werden. Es bedarf insbesondere einer Berücksichtigung der jeweiligen

Kulturkreise, die, treten sie in Interaktion zueinander, je nach ihrem soziokulturellen und politischen Hintergrund individuell reagieren, d.h. Urbanisierung ist bezüglich der sozialen Folgen auf den Philippinen nicht gleichzusetzen mit derjenigen in Mexiko oder in den USA, ähnliches gilt für die Auswirkungen der Industrialisierungsprozesse auf die Entwicklung von Ehe und Familie.

So stellen wir in den verschiedenen Zivilisationen dieser Welt durchaus unterschiedliche Trends in der Familienentwicklung fest, die von Modernisierungsprozessen ausgelöst werden. Die zuvor bei Huntington erwähnte ‚kulturelle Resurgenz‘ betrifft auch die gelebten Familienmodelle. Darüber möchten wir im Folgenden sprechen. Doch zunächst noch ein kurzer Rückgriff auf die Vorstellungen Anthony Giddens hierzu, dessen Überlegungen gewissermaßen als Prüfraster dienen sollen, um am Beispiel eines Landes, nämlich Indien, abgearbeitet zu werden.

4. Veränderungen von Familienstrukturen nach Giddens

Der britische Soziologe Anthony Giddens (1995, 2001) hat in den neunziger Jahren anlässlich seiner Bemühungen um ein soziologisches Verständnis der Globalisierungsthematik die Universalismushypothese bezüglich der westlichen Familienstrukturen wieder aufgenommen – er bezieht sich dabei ausdrücklich auf Goode. Allerdings in einer zwiespältigen aber auch weiterführenden Art und Weise. Einerseits stellt er fest, dass den universalisierenden Entwicklungen der Familienformen keinesfalls eine übertriebene Bedeutung zugeschrieben werden dürfe und es ein Trugschluss sei zu glauben, dass weltweit die Kernfamilie die Großfamilie zu ersetzen begonnen hätte. Er verweist darauf, dass man sich sehr genau anschauen müsse, was in den jeweiligen Familien- und Eheformen an kulturellen Vorstellungswelten verpackt ist. In den meisten Gesellschaften weltweit – so stellt er fest – bilden Großfamilien nach wie vor die Norm. Traditionen, Rituale und Kulte, vor allem

diejenigen, die sich auf Familien beziehen, haben weiterhin Bestand. Vor allem in den ländlichen Bereichen der Welt ist das westliche Modell der gattenzentrierten Kernfamilie weiterhin die seltene Ausnahme – hier haben wir es immerhin mit ~70-75% der Weltbevölkerung zu tun.

Andererseits formuliert er so etwas wie eine Universalismushypothese, wenn er die wichtigsten Entwicklungen der weltweiten Veränderungen von Familienstrukturen in Punkten zusammenfasst, die eindeutig Charakteristika des westlichen Familienmodells aufweisen:

- Bedeutungsverlust von Sippen und anderen verwandtschaftlichen Gruppen.
- Zunahme freier Gattenwahl und Liebesheirat sowie Abnahme arrangierter Ehen.
- Frauenrechte werden stärker anerkannt (Partnerwahl, Erwerbstätigkeit, Scheidungsrecht).
- Abnahme der so genannten „Verwandtenehen“, Rückgang des Zwanges zu Exogamie und Endogamie.
- Zunahme des sexuellen Freiraums für beide Geschlechter.
- Bedeutungsgewinn von Rechten und Schutzgesetzen für Kinder (so zumindest auf dem Papier).

Im Folgenden wollen wir nun einige Annahmen von Giddens am Beispiel der Familienentwicklung in Indien hinterfragen. Es geht uns dabei darum, Hinweise zu geben, dass auch in einer Gesellschaft, die unter einem hohen Modernisierungsdruck steht, sich Grundtendenzen in der Familienentwicklung ergeben können, die jenseits des westlichen Familienmodells interpretiert werden müssen und sich aus den Traditionen der jeweiligen Kultur erklären. Es geht nicht darum, von neuem eine These des ‚kulturellen Zurückbleibens‘ mit Blick auf westliche Zivilisationen zu formulieren.

5. Beispiel Indien

Indien ist heute ein sich sehr dynamisch – was seine technologische und industrielle Entwicklung angeht – modernisierender Kulturraum, es ist ein zivilisatorisches Kernland. Die Modernisierung Indiens hat sich seit der britischen Kolonisation vor rund 200 Jahren stark an den Vorstellungen der westlichen Zivilisationen orientiert. Bildung und Ausbildung, Militärwesen, Denken und Sprache der Eliten, moderne Ökonomie, Recht- und Politiksysteme und vieles andere mehr lassen sich auf Relikte der britischen Kolonisation zurückführen. Insofern könnte man annehmen, das auch das indische Familiensystem sich dem angepasst hätte bzw. das z.B. die Eliten der Technologiezentren Indiens Familienformen westlicher Prägung pflegen würden, das ist aber nicht der Fall. Bei der Betrachtung solcher Fragestellungen bezüglich Indiens muss allerdings folgendes berücksichtigt werden:

- Die extreme geographische Ausdehnung Indiens mit großen Unterschieden auf wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Ebene.
- Die Präsenz aller Hochreligionen der Welt in Indien. 87% der indischen Bevölkerung sind Hindus, aber es gibt auch eine bedeutende Anzahl von Moslems, Christen, Sikhs, Jainas, Juden und zudem eine Vielzahl von Stammesgesellschaften mit eigenen religiös-kulturellen Traditionen.
- Durch die zentrale Rolle des Hinduismus ist Indien vorwiegend durch strenge patriarchalische Strukturen gekennzeichnet. Dennoch ist Indien die Region dieser Welt, wo auch zahlenmäßig bedeutende matriarchale Systeme am häufigsten angetroffen werden können.
- Eine Sprachenvielfalt, die sich aus 18 Amtssprachen (inklusive Englisch) und mehreren hundert lokaler Sprachen zusammensetzt.
- Obwohl Indien mit Delhi, Kalkutta, Bombay, Madras und Bangalore die größte Anzahl an Städten mit über 5 Millionen Einwohnern weltweit vorzuweisen hat, leben immer

noch zwei Drittel der Bevölkerung auf dem Land. Indien hat, laut dem neuesten Zensus von 2001, neben China die Ein-Milliarden-Grenze inzwischen überschritten, also leben rd. 700-800 Millionen Menschen auf dem Land.

Im Folgenden beschränken wir uns auf die hinduistischen Ehe- und Familienformen und werden uns dazu mit zwei der zuvor erwähnten Thesen von Giddens mit Blick auf Indien auseinandersetzen.

1. These: Bedeutungsverlust von Sippen und anderen verwandtschaftlichen Gruppen als den Trägern der kulturellen Traditionen

Die Geschichte Indiens zeigt, dass viele Traditionen über Jahrtausende bis heute Bestand haben. So hat sich das Kastenwesen, trotz massiver Kritiken und Änderungsversuche, bis in die heutige Zeit behaupten können. Die Kaste bestimmt Heiratsverhalten und Berufswahl. Geheiratet werden darf in der Regel nur in der eigenen Kaste. Verboten sind hypergame Ehen zwar nicht, aber sie sind die Ausnahme wie z.B. in Kerala, wo die Töchter vorzugsweise mit Männern aus höheren Kasten verheiratet werden.

Des Weiteren ist die Mitgiftpraxis (offiziell seit 1961 verboten) immer noch weit verbreitet. Sie ist ein für Indien spezifischer Ausdruck des in vielen Ländern Asiens (China, Süd-Korea, Taiwan, Thailand, Vietnam u.a. bis heute ungebrochenen Ahnenkultes, der den männlichen Nachkommen grundlegend größere Bedeutung zuweist als den weiblichen. Dies stellt für die Eltern von Mädchen in Indien eine enorme ökonomische Belastung dar. Ein altes indisches Sprichwort bringt das Dilemma auf den Punkt: „Ein Mädchen großzuziehen, ist etwa so, als würde man die Pflanzen des Nachbarn gießen.“ Bei ungenügender Mitgiftzahlungen kommt es häufig zu den sogenannten Mitgiftmorden

(ein beliebtes Mittel ist der Flammentod durch Kerosinkocher in der Küche), die in der Regel ungesüht bleiben.

Durch Pränataldiagnostik ist die Geschlechtsselektion heute schon vor Geburt möglich. Das ermöglicht vielen indischen Paaren die gezielte Abtreibung weiblicher Embryos. Ortmayr (1997) berichtet von einem Werbespruch „Zahle 500 Rupien und spare 50 000“, der bedeutet, dass einem Vater durch den Einsatz der Pränataldiagnostik ca. 50 000 Rupien für die Mitgift bei der Verheiratung einer Tochter erspart bleiben, wenn also der weibliche Fötus abgetrieben wird. Auch ein 1996 verabschiedetes Gesetz, dass die vorgeburtliche Geschlechtsbestimmung in Indien verbietet, vermindert die Anzahl der Abtreibungen nicht.

Die Gynäkologin Aniruddha Malpani aus Bombay bringt die Situation in einem Zeitartikel (1996) auf den Punkt: „Da können sie noch so viele Gesetze machen- nichts wird sie davon abhalten, ihre Kinder umzubringen, wenn sie Mädchen sind.“ Die gleichfalls verbotene Witwenverbrennung (Sati)¹ wiederum wird, außer in Rajasthan, kaum noch praktiziert. In vielen Teilen Indiens führen Witwen aber ein Leben am Rande der Gesellschaft. Mit dem Tod des Mannes stellen sie für die Familie des Mannes lediglich eine Last dar.

Familiale Normen werden auch heute in Indien durch Tradition, Heilige Schriften (Veden), Mythologie, indische Filme und Fernsehen, Rituale und Feste ständig reproduziert und verstärkt. Verwandtschaftliche Bande spielen insbesondere bei Familienfesten und Familienriten eine tragende Rolle und sichern den Fortbestand familialer Normensysteme. Trotz einer Zunahme der Kernfamilien, erhöhter Mobilität, besserer Ausbildung und Unabhängigkeitsstreben in den urbanen Sektoren der indischen Gesellschaft, sind traditionsgebundene gesellschaftliche Leitbilder immer noch prägende Faktoren des familialen Verhaltens.

Ein hohes Maß an Verpflichtung zwischen Eltern und Kindern, Respekt gegenüber alten Familienmitgliedern, zurückhaltender Umgang der Ehegatten untereinander sind ein Hinweis dafür, dass traditionelle Konzepte und Leitbilder der Familie die Familienwirklichkeit in Indien bestimmen, weil sie weiterhin in traditionelle verwandtschaftliche Bezugssysteme (Sippe, Großfamilie) streng eingebunden bleibt auch wenn sie längst als eine Gattenfamilie in den Städten lebt.

2. These: Zunahme freier Gattenwahl und Liebesheirat sowie Abnahme arrangierter Ehen

Aus dem Vorangegangenen kann man schon sehen, dass die Partnerwahl in Indien bis heute von den Herkunftsfamilien vorgenommen wird, sie also keineswegs dem Prinzip der ‚freien Gattenwahl‘ westlicher Prägung entspricht. Schon gar nicht kann man davon sprechen, dass Liebe der künftigen Ehegatten zum Entscheidungsritual für Eheschließungen geworden wäre.

Die Ehe ist im Hindu-Indien seit jeher die zentrale soziale und religiöse Institution, die auch heute nicht in Frage gestellt wird. Nach den vedischen Ritualen ist die Eheschließung im Leben des Menschen von allen Initiationsriten der wichtigste: durch sie wird er erst zum vollwertig integrierten Menschen, denn man kann nun seine ererbten Pflichten gegenüber den Eltern, den Ahnen und gegenüber den Göttern erfüllen. Die Ehe bildet die Basis sozialer Organisation und das zentrale ‚lebenszyklische Übergangsritual‘, wie Promode K. Misra (1997) formuliert, das jeder Hindu durchlaufen muss.

Misra erwähnt die folgenden Kernpunkte für Familie und Ehe im hinduistischen Indien:

- Die Ehe wird als unabdingbare religiöse Pflicht wahrgenommen.

- Kastenendogamie ist das dominante Selektionskriterium bei der Gattenwahl.
- Patrilokalität ist die dominante Residenzregel.
- Die Eheschließung ist in hohem Maße ritualisiert. Das Rezipieren aus den Heiligen Schriften spielt eine zentrale Rolle im Hochzeitsritual.
- Die sozial angesehenste Form der Ehe ist die von den Eltern arrangierte Ehe.
- Söhne zu zeugen, ist die zentrale Funktion der Ehe.

Ehe und Familie sind untrennbar miteinander verknüpft. Die Familienbildung ist der zentrale Zweck jeglicher Eheschließung. Nichteheleiche Partnerschaften, Kinderlosigkeit, Einelternfamilien sind kaum vorzufinden und wenn sie manchmal in den Städten anzutreffen sind, sind sie sozial geächtet.

Das Heiratsalter steigt seit einigen Jahrzehnten in den meisten Bevölkerungsgruppen stetig an, wohl Ergebnis der Rechtsprechung und der Verbesserung von Bildung. Beispiele für letzteres sind Kerala und Goa, wo die niedrigsten Analphabetenraten Indiens anzutreffen sind und wo zugleich das Heiratsalter für Indien relativ hoch ist.

	Analphabetenrate		Heiratsalter	
	Männer %	Frauen %	Männer Jahre	Frauen Jahre
Kerala	7,2	14,9	27,9	21,5
Goa	11,3	25,2	30,2	24,8
Rajasthan	28,2	62,9	22,3	18,3
Indien	25,5	48,6	24,9	19,7

Quelle: *India National Family Health Survey (NFHS-2), 1998-99*

Indische Sozialreformer und britische Kolonialadministratoren hatten im Jahr 1929 ein Gesetz (den Sarda Act) veranlasst, das das Mindestheiratsalter der Mädchen auf 14 Jahre anhob. Eine Novellierung trat 1949 in Kraft und setzte das Mindestheiratsalter für Mädchen auf 15 Jahre herauf. Die letzte Anhebung des

gesetzlichen Mindestheiratsalters erfolgte 1978, und beträgt seitdem für Männer 21 Jahre und für Frauen 18 Jahre.

Das durchschnittliche Heiratsalter in Indien 1891-1998 (in Jahren)

Jahr	Frauen	Männer
1891	12,5	19,6
1901	13,1	20,0
1911	13,2	20,3
1921	13,7	20,5
1931	12,7	18,6
1941	14,7	19,9
1951	15,2	20,0
1961	16,1	21,4
1971	17,3	22,0
1981	18,3	23,4
1991	19,3	24,0
1999	19,7	24,9

Quelle: D'Souza 1979; Demographic Yearbook 1987 & India National Family Health Survey (NFHS-2) 1998-99

Der National Family Health Survey (NFHS) aus den Jahren 1998-99 weist daraufhin, dass die traditionelle Ehe in Indien immer noch von universeller Bedeutung ist. Zwar sind ein deutlicher Trend zu steigendem Heiratsalter und ein Rückgang von Eheschließungen sehr junger Mädchen zu verzeichnen, dennoch sind Eheschließungen von Mädchen unter dem gesetzlichen Mindestalter von 18 Jahren noch immer, vor allem innerhalb der ländlichen Bevölkerung, weit verbreitet.

Verheiratete Mädchen unter 18 Jahren (in %)

Zeitraum	Stadt	Land	Gesamt
1986	36,1	54,0	49,3
1991	29,3	50,8	45,4

Quelle: Census of India 1991

Dass die Verheiratung junger Mädchen weiter abnimmt, geht aus dem National Family Health Surveys von 1998-99 hervor, dort liegt 1999 der Anteil verheirateter Frauen im Alter von

15-19 auf dem Land bei 40% und in der Stadt bei 18%. Im Landesdurchschnitt sind das immerhin noch 34%.

Anzahl der Scheidungen in Indien 1999 nach Alterklassen und Region (in %)

Alter	Stadt		Land	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen
15-19	0,0	0,1	0,0	0,2
20-24	0,1	0,5	0,1	0,6
25-29	0,1	0,5	0,3	0,5
30-49	0,2	0,5	0,2	0,6
50+	0,0	0,2	0,1	0,2
Insgesamt	0,1	0,3	0,1	0,3

Quelle: *India National Family Health Survey (NFHS-2) 1998- 99*

Wie stabil Ehen in Indien sind, weist die Scheidungsstatistik auf:

Diese Daten deuten darauf hin, dass Scheidung in Indien universell als Schande gilt, sowohl für die Eltern als auch für deren Töchter. Die Scheidungsrate ist marginal und eine Wiederverheiratung geschiedener und verwitweter Frauen so gut wie ausgeschlossen.

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie wenig die von Giddens als universelle Tendenzen erwähnten Punkte für Indien gültig geworden sind. Man kann Indien heute sogar neben dem Islam und dem chinesischen Kulturraum sogar zu den Zivilisationen zählen, die im Sinne der Huntington'schen These, der Resurgenz des kulturellen Traditionalismus in nicht-westlichen Zivilisationen, besonders auffällig sind.

Dies betrifft insbesondere Ehe und Familie. Die hinduistischen Familienleitbilder sind auch im modernen Indien von ungebrochener institutionenbildender Kraft und bestimmen insbesondere die auf Familie und Ehe gerichteten Verhaltensweisen der

Menschen. Es zeigt sich vor allem, dass einzelne familienpolitische Entwicklungen in Indien, wie sie z.B. mit dem Verbot der Kindheirat bei Mädchen und der Witwenverbrennung oder der Vielzahl von gesundheitspolitisch motivierten Schutzmaßnahmen von Frauen zu Stande gekommen sind, die traditionelle Konfiguration von Ehe und Familie kaum beeinflusst haben. Selbst in dem traditionell – seit der britischen Kolonialverwaltung – westlich orientierten Teil der Eliten Indiens sind die westlich bestimmten Familienmodelle und -Leitbilder eher im Rückgang begriffen.

6. Ausblicke

Was können wir nun aus unseren Überlegungen zu Familie und Globalisierung und unserem Beispiel Indien schlussfolgern, wenn wir einmal annehmen, dass Indien kein Einzelfall ist und in unserem Beispiel durch China, Indonesien, Afghanistan, Somalia oder andere Länder ersetzt werden könnte. Wir meinen, es ist vor allem notwendig in der Familienforschung die Grundfragestellungen hierfür neu zu stellen. Es geht nicht mehr darum in einer globalisierten Welt nach vermeintlich universellen Strukturen, Leitbildern und Wertkonzepten zu forschen. Wir haben lange Zeit übersehen, dass solche Fragestellungen von einem soziokulturellen Bias überlagert werden. Wir können uns nicht so ohne weiteres auch als Forscher, von dem – wie wir es zuvor bezeichnet haben – ‚heimlichen Curriculum‘ unserer Kultur freimachen, wenn wir uns mit den uns fremden Gesellschaften und Kulturen beschäftigen. Darauf hat bereits in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts der Anthropologe Claude Levi-Strauss hingewiesen.

Entscheidend ist das gegenseitige Verstehen und Kooperieren der unterschiedlichen Zivilisationen dieser Welt, die nun einmal unterschiedliche kulturelle Ausprägungen haben, deren Interessen, Bedürfnisse, Werthaltungen, Alltagsorientierungen, Institutionen unterschiedlich konfiguriert sind. Das soll nicht

heißen, dass die unterschiedlichen Zivilisationen nicht voneinander lernen sollten ja sogar müssen. Dies liegt aber in dem Verantwortungsbereich und den Möglichkeiten jeder einzelnen Kultur und Gesellschaft selber. Universalismus und in Folge davon Dominanz ist eine der Werthaltungen klassischen imperialistischen Denkens. Interkulturelle Kooperation, Selbstfindung, Identität und Akzeptanz des ‚Anders-Sein‘ sind oder sollten einige der Eckpunkte des Zeitalters der Globalisierung sein. Das gilt auch für die Familienforschung.

In der modernen Ethnologie und Anthropologie ist man längst von dem hierarchischen Denken der hoch- und niedrigentwickelten Zivilisationen weggekommen und betrachtet die Kulturen, ihre Institutionen, ihre Werthaltungen und Leitbilder nach ihrer Funktion für eine optimale Daseins- und Alltagsbewältigung der Menschen in ihrer jeweiligen klimatischen, geologisch-geografischen, politisch-institutionellen und sozio-kulturellen Umwelt. Nicht das ‚Besser‘ oder ‚Schlechter‘ ist das Forschungsleitbild, sondern das vergleichende ‚Anders‘. Erst aus der Bestimmung des ‚Anders‘-Seins werden die Übergänge, die Kooperationslinien zwischen den Kulturen und Zivilisationen sichtbar, werden Austauschbeziehungen möglich.

In der Familienforschung finden sich inzwischen auch Ansätze dafür. Einen Ansatz dafür sehen wir in den Themen, die der Ethno-Historiker Norbert Ortmayr für die Analyse der Familienwirklichkeiten in den Entwicklungsländern zusammengestellt hat und die wir hier kurz erwähnen möchten. Dabei geht er unseres Erachtens von drei methodologischen Grundvoraussetzungen aus, die wir teilen:

1. Kulturen sind auch von außen betrachtet in ihren Grundorientierungen verstehbar und auch erforschbar. Er steht damit im Gegensatz zu neuerdings aufkommenden agnostischen Positionen in der Frage der exogenen empirischen Kulturforschung (s. Nauck, B. / Schönplflug, U., 1997)

2. Unterschiedliche Kulturen sind miteinander vergleichbar. Der Vergleich ist das methodologische Prinzip der interkulturellen Forschung und dient im Wesentlichen dazu, Kulturen gegenseitig verstehbar zu machen und im globalen Weltsystem zu verorten.
3. Kulturen haben die Potenziale sich – zwar in unterschiedliche Richtungen und Zeitabläufen – zu entwickeln, fremde Kulturelemente zu integrieren und an ihre immanenten Bedürfnisse und Überlebenserfordernisse anzupassen und aus dieser Anpassung heraus neue, eigenständige institutionelle Ausprägungen, Leitbilder und Werthaltungen zu entwickeln. Das gilt insbesondere auch für die Familie.

Auf der Basis dieser Grundüberlegungen formuliert er die nachfolgenden Forschungsthemen, deren unterschiedlichen Abläufe in den einzelnen Entwicklungsländern untersucht werden sollten:

1. Mission und Kolonialismus, wie sie sich auf die sozialen Institutionen in den Gastländern ausgewirkt haben: als Beispiel kann auf die auch familienbezogenen Forschungen von Susan Kellog (1995) verwiesen werden, die herausgearbeitet hat, wie bei den Azteken z.B. der Zwang zu christlich sanktionierte Formen von Ehe und Familie zwar bewirkte, dass diese formal zwar übernommen wurden aber weiterhin gewissermassen als Hülsen für die angestammten Traditionen und Leitbilder dienten.
2. Industrialisierung. Das bedeutete in den heutigen Entwicklungsländern eher Industrialisierungsverhinderung, Inselindustrialisierung, Plantagensysteme etc., sodass es in der Regel nicht den klassischen europäischen Vorgang der Zerstörung vorindustrieller vermeintlich großfamiliärer, verwandtschaftlich dominierter Verbände durch die Industrie und ihre Ersetzung durch die sogenannte moderne Kleinfamilie gegeben hat.
3. Demographischer Übergang, Bevölkerungsexplosion, Geburtenplanung. Es bleibt die Absorbierung des Bevölke-

rungswachstums durch die Industrialisierung aus und es kommt deshalb zu Bevölkerungsexplosion und im zweiten Schritt die Konfrontierung der Familien mit exogenen Forderungen zur Geburtenplanung.

4. Urbanisierung und Migration. Die unterschiedlichen Ursachen für das Entstehen von Städten in Entwicklungsländern, Familienentwicklung in der Kontinuität von Landflucht und Urbanisierung und deshalb z.B. lange Traditionen von de facto frauenzentrierter bzw. matrifokaler Armutsfamilien.
5. Wohlfahrtsstaat und familiäre Sicherungssysteme. Das europäische Thema staatl. Wohlfahrt ist in den Entwicklungsländern nicht sonderlich entfaltet, die Kohäsion von Familien- und Verwandtschaftsverbindungen haben hier elementare Bedeutung für die menschliche Wohlfahrt.
6. Säkularisierung und Fundamentalismus (Säkularisierung betrifft in den Entwicklungsländern lediglich die prowestlichen Eliten, größere Bedeutung haben fundamentalistische Resurgenzen, die die Stabilität der Ehen und Familien betonen, Beispiel der neue Protestantismus – fundamentalistische protestantische Sekten – in Lateinamerika).
7. Globale Kommunikationsrevolution. Einfluss der Kommunikationsmittel auf die Familienleitbilder, wer dominiert die globalen Kommunikationssysteme, Gegenreaktionen der Zivilisationen.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich die einzelnen Items dieser Liste zu analysieren, das wäre ein weiterer Vortrag. Diese Themenliste zeigt jedoch, dass auf eine relativ pragmatische Art und Weise Forschungsfragestellungen gefunden werden können, die in einer globalen Weltsicht auf die meisten Kulturen dieser Gesellschaft als zu lösende Problemlagen auftreten und wichtige innere Abläufe der Kulturen selber betrachten. Der Vorteil dieses Ansatzes besteht darin, dass so unterschiedliche Modelle für Industrialisierung und gesellschaftliche Modernisierung herausgefunden werden können und damit ein echter interkultureller Blick auf Ehe und Familie in ihrer unglaublichen Vielfalt generiert werden kann. Wenn auch diese Liste nicht abschließend

zu befriedigen vermag – sie enthält noch eine Reihe eurozentristische Vorstellungen, z. B. diejenige von der Rolle der staatlichen Wohlfahrt in Bezug zur Familienentwicklung – ist sie aber als ein Fortschritt anzusehen im Vergleich zu den Universalismushypothesen in der Tradition von Parsons / Murdock und Goode / Giddens.

Literatur

- CENSUS OF INDIA: Provisional Population Data: <http://arunmehta.freeyellow.com/page139.html>.
- DURKHEIM, EMILE (1981): Einführung in die Soziologie der Familie. In: ders. (1981) Frühe Schriften zur Begründung der Sozialwissenschaft. Darmstadt / Neuwied, Luchterhand, S. 53-76.
- GIDDENS, ANTHONY (1995): Soziologie, 1. Aufl., Wien, Nausner & Nausner.
- GIDDENS, ANTHONY (2001): Entfesselte Welt. Wie die Globalisierung unser Leben verändert. Frankfurt/Main, Suhrkamp.
- GOODE, WILLIAM J. (1970): World Revolution and Family Patterns. New York, Free Press.
- HUNTINGTON, SAMUEL P. (1997): Der Kampf der Kulturen: Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert. 6. Aufl. München, Europaverlag.
- INTERNATIONAL INSTITUTE FOR POPULATION SCIENCES (IIPS) AND ORC MACRO (2000): National Family Health Survey (NFHS-2) 1998-99: India. Mumbai: IIPS.
- KELLOGG, SUSAN (1995): Law and the Transformation of Aztec Culture, 1500-1700. Norman / London, University of Oklahoma Press.
- KOHL, KARL-HEINZ (2000): Frankfurter Allgemeine Zeit (FAZ) v. 14. November 2000, Nr. 265 / Seite 11.
- KÖNIG, RENÉE (1974): Die Familie in der Gegenwart. Ein interkultureller Vergleich. München, Beck.
- KÜNG, HANS / VON STIETENCRON, HEINRICH (1995): Christentum und Weltreligionen. Hinduismus. München, Piper.
- LÉVI-STRAUSS (1974): Tristes Tropiques. Paris, Plon.

- MALPANI, ANIRUDDHA (1996) ZIT. IN: Gabriele Vensky. Die Zeit, Nr. 4, Hamburg 1996
- MISRA, PROMODE K. (1997): „Das Mädchen ist schon in ihres Vaters Haus der Besitz von anderen“ Die Entwicklung in Indien. In: Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Michael Mitterauer / Norbert Ortmayr (Hg.), Frankfurt/Main 1997, Brandes & Apsel Verlag. S. 125-136.
- MITTERAUER, MICHAEL / ORTMAYR, NORBERT (1997): Einleitung. In: Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Michael Mitterauer / Norbert Ortmayr (Hg.), Frankfurt/Main 1997, Brandes & Apsel Verlag. S. 9-13.
- MURDOCK, GEORGE PETER (1949, 1965): Social Structure. New York, Free Press.
- NAUCK, BERNHARD / SCHÖNPFLUG, UTE (Hg.) (1997): Familien in verschiedenen Kulturen. Stuttgart, Enke.
- ORTMAYR, NORBERT (1997): Faktoren des außereuropäischen Familienwandels. In: Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Michael Mitterauer / Norbert Ortmayr (Hg.), Frankfurt/Main 1997, Brandes & Apsel Verlag. S. 165-178.
- PARSONS, TALCOTT (1954): Das Inzesttabu in seiner Beziehung zur Sozialstruktur und zur Sozialisierung des Kindes. In: Talcott Parsons: Beiträge zur soziologischen Theorie hrsg. von Dietrich Rüschemeyer, Neuwied/Rhein und Berlin 1964, Luchterhand.
- TÖNNIES; FERDINAND (1935): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. 8. verb. Aufl. Leipzig, Buske.
- VENSKY, GABRIELE (1996): Nichts schlimmer als ein Mädchen. In: Die Zeit, Nr. 4, Hamburg 1996.

Anmerkung

- 1 Die Sati (sanskrt.: „gute, tugendhafte Gattin“) ist in Indien ein besonderes Witwenritual. Demnach muss die Witwe ihrem Ehemann während der Verbrennungszeremonie in den Tod folgen. Sie springt während der Beisetzungsfeierlichkeiten in das offene Feuer und lässt sich gemeinsam mit dem Leichnam ihres Gatten verbrennen. Die Witwenverbrennung wurde im Mittelalter von den Thrakern, Herulern und Russen sowie bis in das 20. Jahrhundert hinein von Balinesen, Polynesiern und einigen Indianerstämmen in Nordamerika praktiziert.

*Die Autoren***KLAUS A. SCHNEEWIND (1939)**

Dr. rer. nat., Universitätsprofessor und Leiter des Institutsbereichs Persönlichkeitspsychologie, Psychologische Diagnostik und Familienpsychologie am Institut für Psychologie der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Forschungs- und Lehrgebiete: Persönlichkeitspsychologie, Psychologische Diagnostik, Familienpsychologie, Transplantationspsychologie und Methodenlehre.

Neuere Buchpublikationen: Psychologie der Erziehung und Sozialisation, Göttingen 1944; Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch (zus. mit L. A. Vascovic u.a.) Stuttgart 1994; Familien gestern und heute (zus. mit S. Ruppert) München 1995; Persönlichkeitstheorien I und II (2 Bände) Darmstadt 1996; Wandel der Familie (zus. mit L. v. Rosenstiel Hg.) Göttingen 1998; Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis, Göttingen 2000.

DIETER BRÜHL (1943)

Dr. phil., apl. Professor im Fachbereich 1 Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Studium der Soziologie, Politikwissenschaft und Psychoanalyse in Saarbrücken und Gießen. 1978 Promotion zum Dr. phil. an der Universität Oldenburg. Wiss. Assistent für Soziologie. Von 1979 bis 1992 Gastprofessuren als DAAD-Dozent an verschiedenen Universitäten in Brasilien. 1988 Habilitation mit einer Arbeit zum Thema Armut und Familie im Nordosten Brasiliens.

Von 1994 bis 1997 Forschungstätigkeiten an der Universität Kassel zum Thema Soziale Folgen der Klimaveränderung in Entwicklungsländern; von 1998 bis Anfang 2000 Geschäftsbereichsleiter in einem niedersächsischem Landesbetrieb. Danach apl. Professor für Familien-, Erziehungs- und Entwicklungspsychologie in Oldenburg.

Zahlreiche Veröffentlichungen und Studien zu den Lehr- und Forschungsgebieten.

JUDITHA HELLBUSCH (1960)

Studentin der interkulturellen Pädagogik am Fachbereich 1 Pädagogik der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Zahlreiche Auslandsaufenthalte in Asien, vor allem in Indien. Z. Zt. Mitarbeiterin in dem Forschungsprojekt „Familienentwicklung und Globalisierung“ von Prof. Dr. D. Brühl.

Oldenburger Universitätsreden

Vorträge · Ansprachen · Aufsätze

Über die Lieferbarkeit der Ausgaben Nr. 1 bis Nr. 116 gibt das Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg, Postfach 25 41, 26015 Oldenburg, Tel.: 0441/798-2261 Auskunft.

Nr. 117 Grolle, Joist / von Maydell, Jost / Scholz, Wolf-Dieter: Freundschaft mit Narben. – 1999. – 43 S.
ISBN 3-8142-1117-0 M 3,10

Nr. 118 Grunenberg, Antonia / Kohn, Jerome: Zur Eröffnung des „Hannah Arendt-Zentrums“. – 2000 – 39 S.
ISBN 3-8142-1118-9 M 3,10

Nr. 119 Tippelt, Rudolf: Bildung und soziale Milieus. Ergebnisse differentieller Bildungsforschung. – 1999. – 59 S.
ISBN 3-8142-1119-7 M 3,10

Nr. 120 Lüthje, Jürgen / Günther-Arndt, Hilke / Krüger, Rainer: Vom Projekt einer Universität zur Universität mit Profil. Zwei Beiträge zur Geschichte der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. – 2000. – 65 S.
ISBN 3-8142-1120-0 M 3,10

Nr. 121 Friedrichs, Jürgen / Nave-Herz, Rosemarie: Familiensoziologie. Zwanzig Jahre Forschungsgruppe Familiensoziologie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. – 1999. – 51 S.
ISBN 3-8142-1121-9 M 3,10

Nr. 122 Hinz, Renate: War Kaspar Hausers Bildungsgang zum Scheitern verurteilt? Zur Relevanz eines erfahrungsorientierten schulischen Lernens. – 1999. – 29 S.
ISBN 3-8142-1122-7 M 3,10

Nr. 123 von Felden, Heide: Bildung und Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung im Kontext der Bildungsforschung. – 1999. – 55 S.
ISBN 3-8142-1123-5 M 3,10

Nr. 124 Schachtschneider, Ulrich: Bilder der Zukunftsfähigkeit. Normative Nachhaltigkeitsvorstellungen im Vergleich. – 2000. – 35 S.
ISBN 3-8142-1124-3 M 3,10

Nr. 126 Alles hat seine Zeit. In memoriam Rüdiger Meyenberg. Texte im Abschiedsgottesdienst am 25. August 2000. – 2000. – 25 S.

ISBN 3-8142-1126-X M 3,10

Nr. 127 Michael Daxner: Erziehung im Kosovo. – 2000 – 21. S.

ISBN 3-8142-1127-8 M 3,10

Nr. 128 Schily, Konrad: Regionalisierung und Globalisierung als Herausforderung für die Universitäten der Zukunft. – 2000 – 24 S.

ISBN 3-8142-1128-6 M 3,10

Nr. 129 Busch, Friedrich W. / Scholz, Wolf-Dieter: Familie – Auslaufmodell oder Zukunftsoption? – 2001. – 67 S.

ISBN 3-8142-1129-4 M 3,10

Nr. 130 Hanft, Anke / Wolter, Andrä: Zum Funktionswandel der Hochschulen durch lebenslanges Lernen. Zwei Vorträge in memoriam Wolfgang Schulenberg. – 2001. – 74 S.

ISBN 3-8142-1130-8 M 3,10

Nr. 131 Koerrenz, Ralf: Die Grundlegung der Sozialpädagogik im Alten Israel. – 2001. – 49 S.

ISBN 3-8142-1131-6 M 3,10

Nr. 132 Schulze, Theodor: Die außerordentliche Tatsache des Lernens. Jörg Schlee zum 60. Geburtstag. – 2001. – 41. S.

ISBN 3-8142-1132-4 M 3,10

Nr. 133 Bogus³awski, A. / Grübel, R. / Grubitzsch, S. / Hentschel, G.: Reflexionen über die Definierbarkeit des Wissens. Beiträge zur Ehrenpromotion von Andrzej Bogus³awski. – 2001. – 47 S.

ISBN 3-8142-1133-2 M 3,10

Nr. 134 Braun, Christina von: Säkularisierung und Sexualwissenschaft. – 2002. – 37 S.

ISBN 3-8142-1134-0 M 3,10

Nr. 135 Schneewind. Klaus A. / Brühl, Dieter / Hellbusch, Juditha: Globalisierung und Familie. Zwei Vorträge. – 2002. – 70 S.

ISBN 3-8142-1135-9 M 3,10